

**Die Humboldt-Brüder,
Halle und der Pietismus**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 33, Oktober 2014

**Die Humboldt-Brüder,
Halle und der Pietismus**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 33, Oktober 2014

**Die Humboldt-Brüder,
Halle und der Pietismus**

mit Beiträgen von

Peter Brenner, Inge Brose-Müller, Udo von der Burg, Dagmar Hülsenberg,
Friederike Lippold, Karl Lubomirski, Heiner Lück und Toralf Schenk

Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft,
Kunst und Bildung e.V., Mannheim
ISBN: 978-3-940456-63-2

Copyright 2014 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

Redaktion: Prof. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, 98693 Ilmenau

Layout, Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf

www.edition-tz.de www.tz-verlag.de

Inhalt

Anschriften der Autoren.....	6
Vorwort.....	7
HEINER LÜCK Academia Fridericiana Hallensis – eine Universitätsgründung im Zeichen des Pietismus	9
UDO VON DER BURG Hallenser Köpfe – Freunde von Carl Friedrich von Dacheroeden und Wilhelm von Humboldt.....	27
PETER J. BRENNER Historiographie oder Hagiographie? Über den Umgang mit dem Erbe der Brüder Humboldt.....	45
TORALF SCHENK Humboldt 2.0 – Persona non grata oder zukunftsweisender Ideengeber?	69
FRIEDERIKE LIPPOLD Bewahren und weitergeben. Die Franckeschen Stiftungen zu Halle – ein Bildungskosmos mit 300-jähriger Tradition	85
KARL LUBOMIRSKI Der brennende Kimono – Japanische Tage.....	93
INGE BROSE-MÜLLER Johann Wolfgang von Goethe – Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel	111
UDO VON DER BURG Bad Lauchstädt und seine berühmteste Verlobung: Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld	131
DAGMAR HÜLSENBERG Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle – ein Exkursionsbericht	143

Anschriften der Autoren

Brenner, Peter J., Dr. phil., Univ.-Prof., Technische Universität München,
Archiv, Arcisstr. 21, 80333 München
peter.brenner@tum.de Tel.: 089 289 24380

Brose-Müller, Inge, StD i.R., Nadlerstr. 1, 68259 Mannheim
ingebrosemüller@t-online.de Tel.: 0621 823131

Burg, Udo von der, Dr. phil., PD, Massenezstr. 25, 44265 Dortmund
uvdb@hotmail.de Tel.: 0231 460116

Hülseberg, Dagmar, Dr.-Ing. Dr. rer. oec., Univ. Prof. i.R.,
Lindenberg 60, 98693 Ilmenau
dagmar.huelsenberg@humboldt-gesellschaft.org Tel. 03677 882878

Lippold, Friederike, Dr. phil., Franckesche Stiftungen,
Franckeplatz 1, Haus 37, 06110 Halle/Sa.
Heldt@francke-halle.de Tel.: 0345 2127405

Lubomirski, Karl, Prof.
Via Volturno, 80 Fontana, I-20047 Brugherio (Mi)
lubom@teletu.it Tel: +39 334 334 8785

Lück, Heiner, Dr. iur., Univ. Prof., Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg, Mozartstr. 23, 06114 Halle/Sa.
heiner.lueck@jura.uni-halle.de Tel.: 0345 52 16 14 70

Schenk, Toralf, Fachleiter für Gymnasien, Schillbachstr. 37, 07743 Jena
toralf.schenk@web.de Tel.: 03641 470531

Vorwort

Das Thema, mit dem die Vortragsveranstaltung am 10. Mai 2014 anlässlich der 99. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Halle überschrieben war, steht auch am Beginn des 33. Bandes der Abhandlungen. Nicht alle Beiträge passen ganz exakt unter diese Überschrift, aber der innere Zusammenhang mit dem Schwerpunkt der Bildung wird weitgehend wiedergegeben.

Dass auf der 99. Tagung historische Ereignisse aus der Stadt Halle/Sa. im Mittelpunkt standen, ergab sich aus dem Tagungsort, zumal verschiedenste Anknüpfungspunkte zum Wirken der Humboldt-Brüder existieren. Durch die Nähe zum Humboldt-Schloss Burgörner, das seinen Schwiegereltern, der Familie von Dacheroeden, gehörte und auf dem Wilhelm von Humboldt zeitweilig mit seiner Frau Caroline lebte, ergaben sich unterschiedlichste Kontakte nach Halle.

Es stellte sich – wie nicht anders zu erwarten – heraus, dass es zur Interpretation des Erbes von Wilhelm von Humboldt in unserer Humboldt-Gesellschaft unterschiedliche Auffassungen gibt. Die im Band 30 und 32 der Abhandlungen dazu begonnene Diskussion wird im aktuellen Band 33 fortgesetzt. Das erhält vor dem Hintergrund der schrittweisen Einbeziehung von Humboldt-Gymnasium in unsere Außenwirkung besondere Bedeutung. Wie sollen gerade die Gymnasien mit dem Erbe der Humboldt-Brüder, nicht nur von Wilhelm, sondern auch von Alexander, umgehen? Was haben uns die Brüder zur Gestaltung von Bildung und Ausbildung nach rund 200 Jahren noch zu sagen?

Wir haben uns in Halle über drei sehr unterschiedliche Bildungseinrichtungen kundig gemacht, die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, die Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle und die Franckeschen Stiftungen. Spezielle Sichten dazu wurden in den 33. Band der Abhandlungen aufgenommen. Literarische Beiträge werden dem Leser Freude bereiten.

Möge die Lektüre des Bandes 33 der Abhandlungen einen Gewinn für Sie darstellen.

Oktober 2014

DAGMAR HÜLSENBERG
Koordinatorin des Akademischen Rates
der Humboldt-Gesellschaft

Academia Fridericiana Hallensis – eine Universitätsgründung im Zeichen des Pietismus*

von HEINER LÜCK

Bei den Universitätsgründungen während der frühen Neuzeit handelt es sich um sehr komplexe Prozesse. Für ihre Analyse und Darstellung lassen sich landesgeschichtliche, konfessionspolitische, bildungsgeschichtliche, sozialgeschichtliche, wirtschaftsgeschichtliche, prosopographische und noch andere Zugänge finden.¹ Nicht leicht ist es dagegen, diese vielfältigen Aspekte, die alle eine sachliche und quellenkundliche Tiefe aufweisen, unter einen Hut zu bringen. Das muss hier und heute glücklicherweise auch nicht versucht werden, da durch das Arbeitsthema der Tagung mit dem Pietismus² als besondere Ausprägung des Protestantismus eine gewisse sachliche Beschränkung und eine etwaige zeitliche Eingrenzung („Gründung“) vorgegeben sind. Das bietet sich selbstredend für Halle an, können doch nicht nur die Etablierung eines sog. hallischen Pietismus nach Gründung der Universität, sondern auch gewichtige Gründungsvorgänge selbst schon in einem pietistischen Kontext stehend konstatiert werden. Insofern ist es m. E. gerechtfertigt, davon zu sprechen, dass die Gründung der Universität Halle (**Abbildung 1**) bereits im Zeichen des Pietismus erfolgte.

Die Gründer, zu denen wir gleich noch kommen werden, konnten während ihrer Bemühungen seit den späten 1680er Jahren noch nicht wissen, dass ihre pietistische Saat schnell und effizient aufgehen würde und Halle zu dem machte, was es in der preußischen, deutschen und europäischen Geistesgeschichte darstellte: ein Zentrum des Pietismus mit einer eigenen, unverwechselbaren Prägung.³ Lassen Sie uns gemeinsam diesen Weg von der einstigen erzstiftisch-magdeburgischen

* Vortrag auf der 99. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Halle an der Saale am 10. Mai 2014. Die Vortragsform wurde weitgehend beibehalten.

1 Vgl. den Überblick von Ulrich Rasche: *Die frühneuzeitliche Universitätsgeschichte und ihre Quellen. Idee und Konzeption des Bandes*, in: ders. (Hg.): *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven* (= Wolfenbütteler Forschungen 128), Wiesbaden 2011, S. 13-26.

2 Zum Begriff vgl. den knappen Überblick von Martin Brecht: Pietismus, in: Werner Schneiders (Hg.): *Lexikon der Aufklärung. Deutschland und Europa*, München 1995, S. 316 f.

3 Zum Zusammenhang von Pietismus und preußischem Staat vgl. grundlegend: Carl Hinrichs: *Preußentum und Pietismus. Der Pietismus in Brandenburg-Preußen als religiös-soziale Reformbewegung*, Göttingen 1971. Zu den Beziehungen der Franckeschen Stiftungen zu Halle zum preußischen Staat aus moderner Sicht vgl. auch: Thomas Müller-Bahlke (Hg.): *Gott zur Ehr und zu des Landes Besten. Die Franckeschen Stiftungen und Preußen. Aspekte einer alten Allianz* (= Kataloge der Franckeschen Stiftungen zu Halle 8), Halle (Saale) 2001.



**Abbildung 1: Hauptgebäude der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg;
(Foto: H. Lück)**

Fürst-Administratoren-Residenz⁴ Halle mit einer bescheidenen Ritterakademie⁵ zur blühenden kurbrandenburgischen/preußischen Reformuniversität nachzeichnen. Dabei will ich in vier Schritten vorgehen. In einem *ersten* Schritt sind die wichtigsten äußeren Gründungsvorgänge vorzustellen. Ein *zweiter* Schritt wird dem Einfluss des Pietismus auf die Gründung gewidmet sein. *Drittens* ist an Auseinandersetzungen mit dem Pietismus in den Anfangsjahren bzw. Anfangsjahrzehnten der Universität zu erinnern. In einem *vierten* und letzten Abschnitt möchte ich eine Brücke zur Gegenwart an der Martin-Luther-Universität schlagen.

Ich darf vorausschicken, dass ich mich seit vielen Jahren mit der frühen Geschichte der Universitäten Wittenberg und Halle beschäftigt und entsprechen-

⁴ Vgl. dazu grundlegend Andrea Thiele: *Residenz auf Abruf? Hof- und Stadtgesellschaft in Halle unter dem letzten Administrator des Erzstifts Magdeburg August von Sachsen (1614-1680)* (= Forschungen zur hallischen Stadtgeschichte 16), Halle (Saale) 2011.

⁵ Zur Ritterakademie vgl. Erich Neuß: *Die vorakademischen Akademien in Halle*, in: *Wiss. Zschr. d. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Gesellschafts- u. Sprachwiss. Reihe X* (1961), S. 725-740.

de Publikationen vorgelegt habe, zuletzt im vergangenen Jahr anlässlich des 300. Todestages des fürstlichen Gründers, Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (1688-1713), **Abbildung 2**.⁶ Seinen Namen führte die Universität Halle



Abbildung 2: Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg/König Friedrich I. in Preußen; Samuel Theodor Gericke (1665-1730); Öl auf Leinwand, nach 1701; Quelle: Universitätsarchiv Halle, Rep. 40 I, F 3 (Foto: Maike Glöckner)

6 Heiner Lück: *Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg und die Universität Halle. Dem Gründer der Academia Fridericiana Hallensis zum 300. Todestag am 25. Februar 2013*, in: ders. (Hg.): *Aktuelle Beiträge zur Rechtswissenschaft und zu ihren geistesgeschichtlichen Grundlagen. Zum 20. Jubiläum der Neugründung der Juristischen Fakultät an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg* (= Hallesche Schriften zum Recht 31), Halle an der Saale 2013, S. 193-221.

zwei Jahrhunderte lang; sein Bildnis ist im noch heute gebräuchlichen amtlichen Doppelsiegel der Universität zu finden.

I. Äußere Gründungsvorgänge

Wie vielen Universitätsgründungen im Heiligen Römischen Reich sind auch der Gründung der Universität Halle territorialpolitische Veränderungen vorausgegangen. Die seit dem Mittelalter zum Erzbistum und seit dem 16. Jh. zum säkularisierten Erzstift Magdeburg gehörige Salzstadt Halle fiel mit den sie umgebenden Gebieten 1680 an Kurbrandenburg. 1648 war in den Friedensverträgen von Münster und Osnabrück ausgemacht worden, dass im Falle des Ablebens des damals regierenden Fürstadministrators, Herzog August von Sachsen-Weißfels (1628-1680) aus dem Hause Wettin, Magdeburg und Halle an Kurbrandenburg fallen sollten. Diese Bedingung trat 1680 ein. Der Kurstaat erhielt in jenem Jahr einen enormen Gebietszuwachs in seinem Südterritorium.

Halle verlor damit seine Residenzfunktion, die fast zwei Jahrhunderte lang von der Moritzburg aus realisiert worden war. Die Stadt war seitdem in die Verwaltungshierarchie Kurbrandenburgs, die am Hof des Kurfürsten in Cölln bzw. Berlin ihre Spitze hatte, eingeordnet.

Schon bei seinem Regierungsantritt 1688 wird Kurfürst Friedrich III. mit seinen Räten über Vorstellungen zu einer Universitätsgründung im Süden seines Kurfürstentums beraten haben. Es scheinen vor allem konfessionspolitische Motive gewesen zu sein, welche die Gründungsabsichten förderten. Die alte kurbrandenburgische Landesuniversität Frankfurt an der Oder („Viadrina“ – gegr. 1506) war dem Bekenntnis der kurmärkischen Hohenzollern entsprechend calvinistisch geprägt. Die 1544 gegründete preußische Universität Königsberg („Albertina“) lag zu weit entfernt; ebenso die von Kurbrandenburg für seine niederrheinischen Gebiete 1655 gegründete Universität Duisburg, welche als Ausbildungsstätte calvinistisch orientierter Pfarrer, Juristen, Mediziner, Lehrer u. ä. im gesamten Kurfürstentum fungieren sollte. Hinzu kam, dass die geographisch nahen kursächsischen Universitäten Leipzig und Wittenberg betont lutherisch-orthodox ausgerichtet waren. Auch die sächsisch-ernestinische Universität Jena empfahl sich wegen der dort stets präsenten Streitigkeiten im Lager der lutherischen Theologie nicht. Um die Bedürfnisse nach Ausbildung einer territorialstaatlichen Führungselite in den neuen südlichen Landesteilen Kurbrandenburgs zu erfüllen, musste eine eigene, und zwar gemäßigt-lutherische, Universität her. Diese Aufgabe war der Universität Halle zugedacht.

Die Gründungsvorgänge und -dokumente zur Errichtung der kurbrandenburgischen Landesuniversität Halle, die in Friedrichs frühe Regierungsjahre fallen,

sind oft beschrieben, gewürdigt und paraphrasiert worden.⁷ In die Erwägungen zu neuen Standortmöglichkeiten kurfürstlicher Behörden und Institutionen ist auch das Plädoyer des Magdeburger Bürgermeisters Heinrich Sebastian Wesche (†1697) vom 8. Februar 1690 einzuordnen. Darin wird Halle als gut gelegener und gesunder Ort, in dem es sich mit Lust leben lässt, als großräumiger Ort mit annehmbaren Preisen für Studentenunterkünfte (im Verhältnis zu den Universitätsstädten Leipzig, Wittenberg und Jena), als Ort hochdeutscher Sprachkultur und als Ort mit wohlfeilen sowie erschwinglichen Speisen und Getränken gepriesen.⁸ Wie detailliert Wesche um die Pläne der kurfürstlichen Regierung für eine Errichtung einer Universität in Halle wusste, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall war aber der Leipziger Jurist und Philosoph Christian Thomasius (1655-1728), **Abbildung 3**, spätestens im Frühjahr 1690 über solche realen Pläne im Bilde, als er Leipzig, zunächst in Richtung Berlin, verließ. Zumindest wird er über Informationen zur Verbesserung der hallischen Ritterakademie verfügt ha-



Abbildung 3: Christian Thomasius, *Gemälde eines unbekanntem Meisters, frühes 18. Jh.; Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Zentrale Kustodie (Foto: H. Lück)*

⁷ Zuletzt von Udo Sträter: „... eine wunderliche conjunctio Planetarum zu Halle“ – oder: *Wie eine Reformuniversität entstanden ist.* (= Hallesche Universitätsreden 1), Halle an der Saale 2012, und Lück: *Kurfürst Friedrich III.* (wie Anm. 6).

⁸ Diese Quelle teilt schon Wilhelm Schrader mit; vgl. ders.: *Geschichte der Friedrichs-Universität Halle*, Erster Teil, Berlin 1894, S. 38.

ben. Aber nicht nur das! Thomasius hat bereits in jenem Frühjahr 1690 eigene Vorstellungen über die Gründung der Universität in Halle entwickelt und diese schriftlich niedergelegt. Diese sind in zwei Entwürfen mit unterschiedlichen Datierungen (April/Mai 1690 und Mai/Juni 1690) und als Endfassung unter dem Titel „*Vnderthänigste Vorschläge Christian Thomasens die Academie zu Halle betreffend*“ (26. August 1690) in der Marienbibliothek zu Halle handschriftlich überliefert.⁹ Diese Dokumente belegen deutlich, dass Christian Thomasius einer der aktivsten Vordenker und Mitinitiatoren der Universitätsgründung in Halle war. Jahrzehnte später (1734) führte der Kanzler der Universität Halle, Johann Peter von Ludewig (1668-1743), noch einmal die allgemeinen Voraussetzungen, die eine Stadt für eine Universitätsgründung aufweisen sollte, an: „*daß der Ort von reiner und gesunder Lufft sey; daß die Inwohner nicht grob oder storrisch, sondern beheglich und höflich; daß wohlfeil zuwohnen und zu zehren; daß die Gebäude, öffentliche sowohl, als Bürger-Häuser, wohl in das Gesichte fallen; die Polickey wohl inacht genommen; sodann, durch gute Veranstaltung, Sicherheit und Ruhe, auf denen Strassen und Gassen, verschaffet werde...*“.¹⁰

Als der erste Anwärter auf eine Professorenstelle der zu gründenden Universität kam Christian Thomasius im Frühjahr 1690 nach Halle. Er hatte bereits die Gewissheit, in Halle in Kürze als Universitätsprofessor wirken zu können. Auch seine weiteren hohen Ämter (Rat etc.) waren ihm schon in Berlin in Aussicht gestellt worden. Im Frühjahr 1691 zog er dann auch ganz offiziell mit seiner Familie nach Halle um. Damit bestand auch in und für Leipzig Klarheit darüber, dass Thomasius nach seiner fluchtartigen Reise von Leipzig nach Berlin, wo er übrigens im Haus Samuel von Pufendorfs (1632-1694) wohnte, sich endgültig von der Metropole an der Pleiße getrennt hatte. Dem Beginn seiner Vorlesungstätigkeit am 16. Juni 1690 war die Ernennung zum kurfürstlichen Rat am 4./14. April 1690 vorausgegangen. Darin wurde ihm gestattet, „... *sich in Unserer Stadt Halle ... zu setzen, und der studierenden Jugend, welche sich allda vielleicht bei ihm anfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bisshero zu Leipzig gethan, an die Hand zu gehen...*“.¹¹ In einem kurfürstlichen Reskript vom 27. Au-

⁹ Vgl. Friedrich de Boor: *Die ersten Vorschläge von Christian Thomasius „wegen aufrichtung einer Neuen Academie zu Halle“ aus dem Jahr 1690*, in: Erich Donnert (Hg.): *Europa in der Frühen Neuzeit*. Festschrift für Günter Mühlpfordt, Bd. 4: Deutsche Aufklärung, Weimar/Köln/Wien 1997, S. 57-84.

¹⁰ Johann Peter von Ludewig: *Consilia Hallensium Iureconsultorum. Tomus II. In Sachen des Teutschen Fürsten-Rechtes in Dem Heiligen Römischen Reich. Nebst einer Historie der Hallischen Universität, 1531 biß 1692 und 1694...*, Halle im Magdeburgischen MDCCXXXIV, S. 22.

¹¹ Abgedruckt bei Wilhelm Schrader: *Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle*, Zweiter Teil, Berlin 1894, S. 353-354.

gust 1691 wird er als einer der „*professores iuris privati, naturalis et gentium*“ bezeichnet.¹²

Offizielle Gründungsdokumente für die Universität (Privilegien, Statuten, Ordnungen) existierten vor 1693 nicht. Den formalen Auftakt bildete der Befehl des Kurfürsten vom 17. Juni 1692, in Halle eine Universität zu gründen.¹³ Dieser erging zu einem Zeitpunkt, zu dem die Gründungsvorgänge tatsächlich bereits erheblich fortgeschritten waren.

Thomasius verzeichnete einen stattlichen Zulauf an interessierten jungen Leuten. Seine ersten Vorlesungen soll Thomasius vor etwa 50 Zuhörern gehalten haben. Schon bald wuchs seine Zuhörerschaft stark an. Von Ludewig erklärt den Andrang damit, dass „*Thomasische Lehren ... die Gemüther von Vorurtheilen*“ säuberten.¹⁴ Ferner würden die Studenten bei Thomasius lernen, „*in ihrer Mutter-Sprache, sich und andere zu kennen, weil doch nicht eines ieden sein Thun wäre, ein Lateiner zu werden...*“.¹⁵ Jedenfalls würden die Thomasischen Lehren „*auf die Verbesserung des Verstandes; den Grund von guten Sitten; das Recht der Natur und Vernunft*“ zielen.¹⁶ Die „Rechtslage“ für Lehrende und Lernende war aber ohne Rechtsgrundlagen höchst unsicher. Das betraf in erster Linie gar nicht so sehr die akademische Lehre, vornehmlich in Gestalt der Vorlesungen und Disputationen. Das akademische Bildungsangebot an die wissbegierige Jugend kann faktisch wohl immer und überall jenseits jeglicher Studien- und Prüfungsordnungen unterbreitet und realisiert werden. Erst bei der Durchführung von Prüfungen, der Verleihung akademischer Grade, also der Studienabschlüsse, muss spätestens eine Rechtsgrundlage her. Vor allem aber wirkte sich dieser Schwebezustand auf die Gültigkeit der von Thomasius und Kollegen im Auftrag verfassten Gutachten (*consilia, responsa*) aus.¹⁷ Die Anfertigung von Gutachten und Urteilen war an allen deutschen Juristenfakultäten seit dem Spätmittelalter üblich. Da diese eine Verbindlichkeit gegenüber den Auftraggebern im ganzen Alten Reich beanspruchten und die gutachtlich wirkenden Rechtslehrer (*iurisconsulti*) dafür Gebühren verlangten, mussten sie sich auf eine normierte Ermächtigung stützen können. Diese war regelmäßig im kaiserlichen Gründungsprivileg, oft flankiert von einem päpstlichen Gründungsprivileg, der jeweiligen Universität enthalten. In den jeweiligen Universitätsstatuten und Fakultätsstatuten war sie näher ausgestaltet. Diese Regelungen lagen in den hier

12 Abgedruckt ebd., S. 357-360, hier S. 358.

13 Schrader I (wie Anm. 8), S. 45.

14 Von Ludewig (wie Anm. 10), S. 42.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Vgl. dazu Gertrud Schubart-Fikentscher: *Hallesche Spruchpraxis. Consiliensammlungen Hallescher Gelehrter aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts* (= Thomasiana 3), Weimar 1960.

in Rede stehenden Gründungsjahren der Universität Halle, 1690 bis 1692, aber noch nicht vor.

Es war vor allem Thomasius, der als gefragter Rechtsgutachter von diesem Vakuum betroffen war. So blieb daher nicht aus, dass an der Gültigkeit und Rechtmäßigkeit seiner *consilia* Zweifel gehegt wurden. In diese unsichere Gemengelage griff der Kurfürst ein, indem er mit einem Reskript vom 3. Januar 1693¹⁸ die ersten drei hallischen Rechtsprofessoren (Christian Thomasius, Samuel Stryk [1640-1710], Johann Georg Simon [um 1636-1696]), sozusagen den frühesten Personalbestand der in Gründung befindlichen Juristenfakultät, ausdrücklich mit der Berechtigung, Gutachten und Urteile zu verfassen, so, wie an anderen Juristenfakultäten üblich, ausstattete – und zwar vor Erteilung des kaiserlichen Gründungsprivilegs.

II. Einfluss des Pietismus auf die Gründung

Neuere Forschungen brachten Gewissheit darüber, dass Kurfürst Friedrich III. mit seinem reformierten Bekenntnis pietistischen Positionen zumindest nahe stand.¹⁹ Aus seiner Sicht wirkte es wohl entspannend, dass sich die Pietisten kritisch mit dem orthodoxen Luthertum, das bekanntlich seit dem späten 16. Jh. an den Universitäten Wittenberg und Leipzig seine Hochburgen hatte, und auch mit bestimmten Positionen der Reformierten, zu denen auch Friedrich III. gehörte, auseinandersetzten.²⁰ Vor diesem Hintergrund wurde die Personalpolitik in Kurbrandenburg, nicht nur in Bezug auf neu zu besetzende Pfarrstellen, entsprechend gestaltet. Als Akteure dieses Programms lassen sich insbesondere Eberhard von Danckelman (1643-1722), dessen Bruder Daniel Ludolf von Danckelman (1648-1709) sowie Paul von Fuchs (1640-1704) und Samuel von Chwalkowski (1657-1705) ausmachen. Diese hohen kurfürstlichen Amtsträger standen dem Pietismus sehr nahe. Sie konnten ihren Dienstherrn, Kurfürst Friedrich III., wohl ohne große Anstrengungen davon überzeugen, dass der führende Kopf der Pietisten im Reich, Philipp Jakob Spener (1635-1705), von Dresden nach Berlin zu holen sei. Das gelang bekanntlich 1691. Spener wurde Konsistorialrat und Propst an der Berliner Kirche St. Nikolai, was enormen Einfluss am kurbrandenburgischen Hof bedeutete. Diese Personalentscheidung hatte gewiss eine Schlüsselfunktion, wenn man die darauf folgenden Entwicklungen im geistigen und geistlichen Bereich des Kurfürstentums in den Blick

18 Abgedruckt u. a. bei Lück: *Kurfürst Friedrich III.* (wie Anm. 6), S. 203 f.

19 Frank Göse: *Friedrich I. (1657-1713). Ein König in Preußen*, Regensburg 2012.

20 Ebd., S. 321-326.

nimmt. So wurden weitere pietistisch profilierte Persönlichkeiten für Kurbrandenburg gewonnen. Der berühmteste und gewiss auch folgenreichste Personalimport nach Spener war August Hermann Francke (1663-1727). Der gebürtige Lübecker traf nach Bildungs- und Arbeitsstationen in Gotha, Erfurt, Kiel, Lüneburg und Leipzig 1688/89 Spener, der damals noch in Dresden wirkte. Aus dieser Begegnung sollte sich eine lebenslange Freundschaft entwickeln. Beide wussten wohl damals noch nicht, dass sie wenige Monate später in kurbrandenburgischen Diensten stehen sollten – der eine (Spener) in Berlin und der andere (Francke) in Halle. Franckes Tätigkeit an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig hatte mit einem Lehrverbot des Dresdner Oberkonsistoriums ihr Ende gefunden. Er wandte sich nach Meuselwitz, wo er Veit Ludwig von Seckendorff (1626-1692) besuchte, nach Jena und wiederum nach Lübeck. Von dort aus folgte er einem Ruf an die Augustinerkirche zu Erfurt (20. Februar 1690). Im Frühherbst 1690 wurde Francke aus der Stadt Erfurt ausgewiesen (24. September 1690). Nach einem kurzen Aufenthalt in Gotha wandte er sich aufgrund der Vermittlung des Geheimen Kammerrats Christian Friedrich von Kraut (ca. 1650/60-1740) in Berlin Halle zu. Nach einem Vorstellungsgespräch in Berlin erwarteten Francke, empfohlen und vorbereitet durch Spener, die Professur für Griechisch und orientalische Sprachen der in Gründung befindlichen neuen Universität Halle und die Pfarrstelle von St. Georgen in der Amtsvorstadt Glaucha.²¹

Dass Francke, seinem pietistischen Credo getreu, den Hof Friedrichs III. mit dessen luxuriösem Gepränge durchaus auch kritisch sah, belegt seine Schrift *„Ein Wort der Ermahnung und des Trosts an die in einer namhaften Stadt befindlichen Gott suchenden ... Seelen“*, die er unter dem Eindruck eines Besuches am Hof Friedrichs III. 1709 verfasste.²² Dieses Detail ist nicht unwichtig, um das Verhältnis zwischen der kurbrandenburgischen Zentralverwaltung, die letztlich auch für die Gründung und Begleitung der Universität Halle verantwortlich war, und dem Pietismus zu bestimmen.

Zu den zugkräftigen Persönlichkeiten, die von der kurbrandenburgischen Zentrale bereits während des Gründungsprozesses der Universität nach Halle berufen worden sind, gehörte auch Veit Ludwig von Seckendorff, dem die Rolle des Gründungskanzlers übertragen wurde. Seckendorff, der als bedeutender Reformationshistoriker, Schulreformer und Begründer der modernen Verwaltungslehre gilt, war zu dieser Zeit ein bekannter und hoch angesehener Mann, was insbesondere auf seinem viel gelesenen Werk *„Teutscher Fürsten-Sta“* (1. Aufl. 1656) beruhte.

21 Schrader I (wie Anm. 8), S. 24 f.

22 Göse (wie Anm. 19), S. 325.

Tatkräftige Ratgeber des Kurfürsten bereiteten die Einrichtung der Universität Halle am Sitz der kurfürstlichen Regierung in Cölln an der Spree und vor Ort in Halle an der Saale vor. Das, was 1694 sichtbar wurde, war von den verantwortlichen Amtsträgern um den Kurfürsten und um die seit 1690/1692 in Halle anwesenden Räte, insbesondere von Eberhard von Danckelman und Paul von Fuchs, zielstrebig und planmäßig in Angriff genommen worden. Im gleichen Jahr wie von Seckendorff, also 1692, wurden auch die Juristen Samuel Stryk, der erst 1690 von Frankfurt an der Oder nach Wittenberg gewechselt war, und Johann Georg Simon von Jena nach Halle berufen (die Bestellungen für beide datieren vom 30. August/9. September 1692). Ein Versuch, den berühmten Samuel von Pufendorf nach Halle an die Philosophische Fakultät zu holen, scheiterte. An der Juristenfakultät erhielt Heinrich Bode (1652-1720) die vierte ordentliche Professur (Bestallung vom 12. August 1693). Johann Samuel Stryk (1668-1715), der Sohn von Samuel Stryk, war zunächst außerordentlicher Professor, wurde dann aber 1694 zum ordentlichen Professor ernannt. So verfügte die junge Juristenfakultät Halle im offiziellen Gründungsjahr der Universität 1694 über fünf ordentliche Professoren (Thomasius, Samuel Stryk, Simon, Bode, Johann Samuel Stryk).

Die pietistisch orientierten Räte und Beamten des Kurfürsten hatten die Universitätsgründung in Halle effizient und zielführend vorangetrieben. Im Jahre 1693 waren bereits 449 Studenten immatrikuliert. Auch Professoren der übrigen drei Fakultäten waren berufen und in Halle anwesend: Joachim Justus Breithaupt (1658-1732), Johann Wilhelm Baier (1647-1695) [Theologische Fakultät]; Friedrich Hoffmann (1660-1742), Georg Ernst Stahl (1660-1734) [Medizinische Fakultät]; August Hermann Francke, Christoph Cellarius (1638-1707), Johann Jakob Spener (1669-1692)²³ u. a. [Philosophische Fakultät].

Von dieser Situation wurde Friedrich III. wohl durch seine tüchtigen Räten unterrichtet. Christian Thomasius schreibt, dass Friedrich III. 1693 während einer Rückreise von Karlsbad nach Berlin über den Sachstand in Halle ins Bild gesetzt wurde. Und als er so „*gewahr wurde, daß eine solche und ziemliche Anzahl der studierenden Jugend von allerhand Ständen sich hier ... eingefunden hatte*“, soll der Kurfürst die Entscheidung getroffen haben, „*das vorhabene Universitätswerk festzusetzen*“.²⁴ Das soll wohl heißen, dass es jetzt an der Zeit war, die offiziellen Gründungshandlungen zu vollziehen, entsprechende Urkunden auszufertigen bzw. zu besorgen und die feierliche Inauguration auf die Tagesordnung zu setzen. Mit der Erwirkung des kaiserlichen Gründungsprivilegs wurde Nikolaus Bartholomäus Michael von Danckelman (1650-1739), der als

²³ Sohn des Philipp Jakob Spener.

²⁴ So zitiert bei Göse (wie Anm. 19), S. 293.

kurbrandenburgischer Diplomat am kaiserlichen Hof zu Wien wirkte, betraut. Seine Bemühungen waren schnell erfolgreich, was die Ausfertigung des Privilegs durch Kaiser Leopold I. (1658-1705) unter dem 19. Oktober 1693 belegt.²⁵

Das kaiserliche Privileg bildet die Rechtsgrundlage für die nähere Ausgestaltung der Verfassung der Universität durch Statutengebung und Wahl/Besetzung der erforderlichen Ämter (Prorektoren, Dekane, Kanzler etc.; das Rektoramt – *rector magnificentissimus* – war zunächst einem Mitglied des kurfürstlichen Hauses vorbehalten). Ferner liefert es die Rechtsgrundlage für die Graduierung der Studierenden aufgrund entsprechender absolvierter Voraussetzungen (Disputationen, Prüfungen etc.) zu Doktoren, Magistern, Lizentiaten und Baccalauri sowie für die Gerichtsbarkeit der Universität, welcher alle Universitätsmitglieder unterstanden. So machte der Kurfürst wenige Monate nach Erlass des kaiserlichen Gründungsprivilegs von der Kompetenz der Statutengebung offiziell Gebrauch.

Die Statuten haben wie die Universität selbst ihre Vorgeschichte, wozu auch die schon erwähnten Vorschläge von Christian Thomasius gehören. Die 1694 formell erlassenen Statuten gehen zu großen Teilen auf Samuel Stryk zurück. Die Statuten der Philosophischen Fakultät sind wohl von Christoph Cellarius, der ebenfalls von Spener empfohlen worden war, entworfen worden.

Von Anfang an besaß die Juristenfakultät eine herausragende Stellung. Cellarius soll später die Kopflastigkeit der Universität Halle zugunsten der Juristen beklagt haben: „*ius, ius et nihil plus*“.²⁶ Die Juristenfakultät war von Anfang an die „*Star-Fakultät*“²⁷ der neuen Gründung.

Dessen ungeachtet hatte Friedrich in Halle eine Universität geschaffen, die „*zum ersten Mal die ‚Freiheit von Forschung und Lehre‘ im vollen Sinn des Begriffs*“²⁸ verwirklichte.

Unter dem 1. Juli 1694 wurden die Statuten für die Universität und für ihre vier Fakultäten erlassen.²⁹

Gleichzeitig (am 1./11. und 2./12. Juli 1694) erfolgte die feierliche Eröffnung (Inauguration) der Universität, die ganz bezogen und zentriert auf ihren kurfürstlichen Gründer, Friedrich III. von Brandenburg, inszeniert wurde.³⁰ Der Tag war symbolträchtig gewählt, handelte es sich doch um den 37. Geburtstag

25 Abgedruckt bei Schrader II (wie Anm. 11), S. 361-368.

26 Zitiert bei Schrader I (wie Anm. 8), S. 17.

27 So Heinz Duchhardt: „*Petite Majesté*“ oder unterschätzter Architekt? Ein Barockfürst seiner Zeit, in: Deutsches Historisches Museum/Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (Hg.): *Preußen 1701. Eine europäische Geschichte. II: Essays*, Berlin 2001, S. 47-56, hier S. 53.

28 Ebd.

29 Abgedruckt bei Schrader II (wie Anm. 11), S. 398-438.

30 Im einzelnen Lück: *Kurfürst Friedrich III.* (wie Anm. 6), S. 208-216.

des Kurfürsten (1./11. Juli). Die Feierlichkeiten mit ihrer opulenten und variationsreichen Symbolsprache standen unter der Regie des bedeutenden kurfürstlichen Rats und Zeremonienmeisters Johann von Besser (1654-1729). Wenige Jahre später (1701) sollte von Besser die prunkvollen Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg inszenieren, welche einen neuen König auf die europäische Bühne brachten, nämlich einen König *in* Preußen. Die Festpredigt zur Eröffnung der Universität Halle in der hiesigen Domkirche hielt kein geringerer als der kurfürstliche Oberhofprediger Benjamin Ursinus (1646-1720). Tags darauf (am 2. Juli) folgten erste feierliche Promotionen in der Marktkirche, an die sich ein Festessen und kurzweilige Vorführungen anschlossen. Nach dem Ende der Feierlichkeiten am späten Abend war man sich einig, „*daß noch niemahls einige Universität mit solcher Pracht eingeweiht worden*“³¹. Am 1. Juli, also dem ersten Tag der Feierlichkeiten in Halle, hatte Spener in Berlin eine Predigt auf die Gründung der Universität Halle gehalten. Sie endet mit einem längeren Gebet, die Fridericiana möge zu einem „*pflanzgarten des glaubens und dessen früchten*“ gedeihen.³²

III. Erste Jahre

Und in der Tat stellten sich Blüten und Früchte sogleich in den ersten Jahren und Jahrzehnten nach der Gründung ein. Eine solche Beobachtung lässt sich auch bei vielen anderen Universitäten machen. In den frühen Jahren der Universität Halle haben aber auch Konflikte stattgefunden, an denen die hallischen Pietisten nicht unbeteiligt waren. Die Schärfe, mit der diese ausgetragen worden sind, belegt, wie leidenschaftlich im Kosmos des menschlichen Geistes gestritten wurde. Eine Betrachtung zu den pietistischen Grundlagen der Universität Halle kann natürlich nicht ohne Einbeziehung dieser, auch ziemlich bekannten, Streitereien auskommen. Deshalb seien sie hier kurz skizziert.

Schon vor der offiziellen Gründung der Universität, als Veit Ludwig von Seckendorff frisch nach Halle gekommen war (1692), gab es Streit zwischen

31 Johann Christoph von Dreyhaupt: *Pagus Neletici et Nudzici. Oder Ausführliche diplomatisch-historische Beschreibung des ... Saal-Creyses ...*, Zweyter Theil, Halle 1755, S. 17.

32 Dietrich Blaufuß: „*Pflanzgarten des Glaubens und dessen Früchten*“. *Philipp Jacob Speners Predigt anlässlich der Eröffnung der ‚pietistischen‘ Universität Halle*, in: Reinhold Mokrosch/Helmut Merkel (Hg.): *Humanismus und Reformation. Historische, theologische und pädagogische Beiträge zu deren Wechselwirkung*. Festschrift zu Ehren des 65. Geburtstages von Friedhelm Krüger (= Arbeiten zur historischen und systematischen Theologie 3), Münster 2001, S. 154-169 (Neudruck: Wolfgang Sommer/Gerhard Philipp Wolf [Hg.]: *Dietrich Blaufuß. Korrespondierender Pietismus. Ausgewählte Beiträge*, Leipzig 2003, S. 53-75, hier S. 72).

den Theologen um August Hermann Francke, d.h. den frühen hallischen Pietisten, und der Stadtgeistlichkeit. Es wird berichtet, dass sich Seckendorff für die Beilegung des Streits eingesetzt und diesen befriedet habe.³³ Diese Nachricht belegt hinreichend, dass es im neuen geistigen Gefäß in Halle wohl nicht unerheblich brodelte. Das kann nur für eine streitbare und damit für eine die Erkenntnis voranbringende Universität sprechen.

Umso deutlicher und auch nachhaltiger ist die scharfe Kontroverse zwischen Christian Thomasius und August Hermann Francke in die Geschichte eingegangen.³⁴ Die beiden Streithähne ließen es in Stil und Wortwohl an nichts, einschließlich gegenseitiger Beschimpfungen und Beleidigungen, fehlen. Dabei hatte doch alles so kollegial in Halle für Thomasius und Francke im Jahre 1690 angefangen. Beide haben mehr oder weniger unmittelbar die Universität Leipzig verlassen und fanden im benachbarten Halle je eine neue Wirkungsstätte, der eine als Professor für Jurisprudenz, der andere für Griechisch und orientalische Sprachen. Irgendwelche anfängliche Abneigungen gegen den Pietismus können bei Thomasius nicht ausgemacht werden. Ähnliches dürfte aus der Sicht Franckes in Bezug auf die Geisteshaltung des Christian Thomasius gelten. Beide, Thomasius und Francke, verband vielmehr der gemeinsame Kampf gegen die lutherische Orthodoxie in Leipzig.³⁵ Die Streitereien in Halle begannen wohl mit einem Gutachten des Christian Thomasius, welches dieser über Franckes geplantes Waisenhaus verfasst hatte. Dieses war drastisch negativ. Das Gutachten wurde, wahrscheinlich von einem Dritten, veröffentlicht, wozu keine Genehmigung des Urhebers vorlag. Thomasius schrieb diese Untat natürlich Francke zu. So nahmen die Dinge ihren Lauf. 1702 verstieg sich Thomasius in die Behauptung, ein Zuchthaus wäre 1000mal nützlicher als 1000 Hospitäler oder Waisenhäuser. Darauf hin griff der König ein, in dem er unter dem 27. Oktober 1702 der Universität befahl, dafür zu sorgen, dass sich Thomasius der Theologie gänzlich enthalten solle. Immer mehr, vor allem auch Persönliches, wurde von den Kontrahenten in ihren heftigen Streit hinein getragen. Schon der Anblick des Christian Thomasius mit rotem Rock, frisch gepuderter Perücke, elegantem Degen und modischem Oberlippenbärtchen, gekoppelt mit einem nach außen getragenen Selbstbewusstsein (nochmals **Abbildung 3**), muss Francke und seiner Fraktion aus der Sicht des pietistischen Bescheidenheitsideals als Provokation erschienen sein. Als man dann noch die Ehefrau des Thomasius an einem kirchlichen Feiertag mit neuester, prachtvoller französischer Mode bekleidet

33 Vgl. dazu Schrader I (wie Anm. 8), S. 24, 26, 34, 39-42.

34 Vgl. August Nebe: *Thomasius in seinem Verhältnis zu A. H. Francke*, in: Max Fleischmann (Hg.): *Christian Thomasius. Leben und Lebenswerk* (= Beiträge zur Geschichte der Universität Halle-Wittenberg 2), Halle 1931 (Neudruck Aalen 1979), S. 383-420; Hinrichs (wie Anm. 3), S. 352-387.
35 Schrader I (wie Anm. 8), S. 20-24.

sah, schlugen die Pietisten zu. Frau Thomasius wurde im Gottesdienst öffentlich angeprangert. Thomasius entgegnete, wiederum drastisch, leidenschaftlich und nicht besonders höflich.

Als Francke 1716 Rektor wurde, bahnte sich ein Ausgleich an, um den sich beide bemühten. Nachdem beide Kontrahenten verstorben waren (Francke 1727, Thomasius 1728), wurde ein Titelkupfer gedruckt, in welchem Francke zu Thomasius sagt: „*Du hast den falschen Wahn von seinen Thron verdrungen, Du hast das feste Schloss der Scholastic bezwungen, Du führetest zu erst die reine Weisheit ein, Muss nicht THOMASIUS, dein Ruhm unsterblich seyn.*“³⁶ (**Abbildung 4**). Der Streit zeigt für die frühe Universität Halle etwas sehr Typisches, welches letztere letztlich voranbrachte. Die pietistischen Ideale an der Theologischen Fakultät und in den Franckeschen Anstalten einerseits und das von Christian Thomasius vertretene, aufgeklärte Menschenbild, geprägt von Bildung, Freiheit des Denkens, Selbstbestimmung, andererseits. Immerhin kam es doch noch zu dieser Art Versöhnung.

Die zweite sehr bekannte Auseinandersetzung zwischen den Pietisten und einem Freigeist der Universität war jene um den Mathematiker, Philosophen und Juristen Christian Wolff (1679-1754).³⁷ Wie bestimmt bekannt ist, wurde Wolff auf Initiative der Pietisten aus Halle vertrieben. Anlass war eine Vorlesung 1723 über die praktische Philosophie der Chinesen, die auf Konfuzius beruhte. Die hallischen Pietisten warfen Wolff Atheismus vor. Wolff, der von König Friedrich Wilhelm I. (1713-1740) entlassen worden war, ging darauf hin nach Marburg. Nachdem ein aufgeklärter Monarch den preußischen Königsthron 1740 bestiegen hatte, nämlich Friedrich der Große (1740-1786), kümmerte sich dieser im Rahmen seiner ersten Amtshandlungen darum, dass Wolff nach Halle zurückkehren könne. Das gelang auch.³⁸ Hinzuzufügen ist, dass bereits Friedrichs Vater, König Friedrich Wilhelm I., über die Rückkehr Wolffs Verhandlungen führen ließ. Ein Geheimnis, das die Forschung noch lüften muss, ist die Antwort auf die Frage, welche Rolle Christian Thomasius in der Causa Wolff gespielt hat. Immerhin war er im Jahr von Wolffs Vertreibung Direktor der Friderici-

36 Franckesche Stiftungen, BFSt: 173 3^b. Vgl. dazu auch Friedrich Vollhardt: „Abwege“ und „Mittelstraßen“: Zur Intention und Programmatik der *Höchstnötigen Cautelen zur Erlernung der Rechts=Gelahrheit*, in: Heiner Lück (Hg.): *Christian Thomasius (1655-1728). Wegbereiter moderner Rechtskultur und Juristenausbildung*. Rechtswissenschaftliches Symposium zu seinem 350. Geburtstag an der Juristischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Hildesheim/Zürich/New York 2006, S. 173-198, hier S. 197 f.

37 Vgl. Schrader I (wie Anm. 8), S. 211-219; Hinrichs (wie Anm. 3), S. 388-441.

38 Schrader I (wie Anm. 8), S. 316-319; Heiner Lück: *FRIDERICVS LEGISLATOR. Ein aufgeklärter Monarch gestaltet Recht und Justiz*, in: *Friedrich der Große als praktischer Aufklärer*. Vortragsreihe zur Sonderausstellung 2012 (= Schriften Brandenburg-Preußen Museum 10), Berlin/Wustrau 2012, S. 26-45 30 f.



Abbildung 4: Titelkupfer, Christian Thomasius und August Hermann Francke im „Reich derer Todten“; Franckesche Stiftungen zu Halle, FrSt: 173 3b.

ana und überhaupt ein sehr einflussreicher Universitätsprofessor und königlicher Rat.

Man könnte vor diesem Hintergrund die Frage aufwerfen, ob die hallische Fridericiana eher eine Universität des Pietismus oder eine Universität der Aufklärung verkörpert. Die Aussage, dass sie beides war, wirkt gewiss banal. Doch lässt sich ziemlich eindeutig sagen, dass sie – mit welchem Profil auch immer – eine Institution des kurbrandenburgisch-preußischen Staates war. Ihre Gründer ahnten in den Jahren zwischen 1688 und 1694 nicht, dass sie eine völlig neue Reformuniversität ins Leben rufen würden.³⁹ An Aufklärung dachte damals wohl niemand. Der Pietismus war aber, wie gezeigt, eine sicher belegbare Handlungsmaxime für alle, die von der kurfürstlichen Zentrale aus und vor Ort an den Gründungsvorgängen beteiligt waren. Erst etwas später ist die Alma mater hallensis, die kurbrandenburgische Fridericiana, zu einem Zentrum der deutschen Früh- und Hochaufklärung geworden.⁴⁰ Wie diese fundamentalen geistigen und religiösen Strömungen der Frühen Neuzeit sich gegenseitig in und um Halle beeinflussten und koexistierten, kann und muss hier nicht dargelegt werden.

IV. Schluss

Die von Friedrich III. und seinen pietistisch gesinnten Mitstreitern gegründete Universität Halle hat seit mehr als drei Jahrhunderten Bestand. Nur dreimal in ihrer Geschichte wurde sie geschlossen; zum Glück nur für kurze Zeit, um dann wiedereröffnet zu werden. Das erste Mal war es Napoléon (1799/1804-1814, 1815), der 1806 die Schließung der Fridericiana verfügte. 1808 wurde dieselbe als königlich-westphälische Universität wiedereröffnet.⁴¹ Nach dem Zusammenbruch des napoleonischen Marionettenstaates Königreich Westphalen 1813/14, was mit einer erneuten Schließung der Universität verbunden war, wurden die preußischen Zustände wiederhergestellt.

Schließungsabsichten während des Nationalsozialismus, unter dessen Herrschaft die Universität 1933 ihren Namen „Martin Luther“ erhalten hatte,⁴² konnten sich nicht durchsetzen.⁴³ Der Zweite Weltkrieg führte ein drittes Mal in der

39 So dezidiert Sträter (wie Anm. 7), S. 18.

40 Rolf Lieberwirth: *Halle (Saale)*, in: Schneiders (wie Anm. 2), S. 167-169, hier S. 168.

41 Vgl. Heiner Lück: *Die westphälische Fridericiana. Das fremde Königreich und seine Folgen*, in: *scientia hallensis. Unimagazin der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg* 1/2008, S. 26.

42 Vgl. dazu jetzt ausführlich Friedemann Stengel: *Die Universität und ihr Name – Martin Luther. Kontexte der Verleihung 1933*, in: *Kirchliche Zeitgeschichte* 26 (2013), Heft 2, S. 289-318.

43 Vgl. Henrik Eberle: *Die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in der Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945*, Halle (Saale) 2002, S. 157 ff.

Geschichte zur Schließung der Martin-Luther-Universität – diesmal unter sowjetischer Besatzungsmacht. Am 1. Oktober 1946 erfolgte die Wiedereröffnung unter den Vorzeichen der neuen politischen Verhältnisse, die sich immer weniger mit den bürgerlichen Traditionen und Idealen einer Universität vereinbaren ließen.⁴⁴ Nachdem infolge der friedlichen Revolution in der DDR und der deutschen Wiedervereinigung 1989/90 das Prinzip der Freiheit von Forschung und Lehre neu etabliert werden konnte,⁴⁵ gab es gute Voraussetzungen dafür, um an die wegweisenden Impulse des Pietismus und der Aufklärung anzuknüpfen. Die beiden ideengeschichtlichen Lebenselixiere der Universität Halle, Pietismus und Aufklärung, werden seit den 1990er Jahren an zwei modernen Zentren erforscht: am „Zentrum für Pietismusforschung“ und am „Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der europäischen Aufklärung“. Beide sind in den Frankeschen Stiftungen, also letztlich unter dem Dach des Pietismus, angesiedelt.

Die derzeitigen Sparzwänge des Landes Sachsen-Anhalt setzen der Universität zur Zeit sehr zu. Es sieht im Moment so aus, als ob das Modell „Volluniversität“ ein Auslaufmodell ist. Schon 1998 hatte ein namhafter Bundespolitiker anlässlich eines Besuchs an der Martin-Luther-Universität verkündet: „*Humboldt ist tot*.“⁴⁶ Nun: „Totgesagte leben länger“ hält der Volksmund dagegen und die Gebildeten sind sich seit jeher darüber einig, dass Ideale überhaupt nicht sterben können.

Die Universität Halle lebt jedenfalls noch – und zwar mit den vier klassischen Fakultäten, die auch schon im Gründungsjahr 1694 existierten, also ganz im Humboldtschen Sinne der „*universitas litterarum*“, so wie es seit 1834 in goldenen Lettern an der Hauptfassade unseres Universitätshauptgebäudes geschrieben steht.⁴⁷ Die in Bezug auf die Universität Halle in den 1990er Jahren vollzogenen Fusionen mit anderen Hochschulen, die ganz unverhältnismäßig weite Ausdehnung des Fächerspektrums mit einer entsprechenden Stellenstruktur, ein Wildwuchs von Studiengängen, deren Lehrinhalte kraft Gesetzes vorgehalten werden müssen, und ähnliche, heute kaum noch zu bezahlende Entwicklun-

44 Vgl. dazu Hans-Hermann Rupieper: *Wiederaufbau und Umstrukturierung der Universität 1945-1949*, in: Gunnar Berg/Hans-Hermann Rupieper (Hg.): *Martin-Luther-Universität. Von der Gründung bis zur Neugestaltung nach zwei Diktaturen* (Montagsvorträge zur Geschichte der Universität in Halle), Opladen 1994, S. 97-116.

45 Vgl. dazu Johannes Mehlig: *Wendezeiten. Die Strangulierung des Geistes an den Universitäten der DDR und dessen Erneuerung*, Bad Honnef 1999.

46 Später hat Jürgen Rüttgers diesen Satz, mehr oder weniger modifiziert, wiederholt. Vgl. dazu Wilhelm Krull: *Hat das Humboldtsche Bildungsideal noch eine Zukunft? Impulsreferat zum Symposium „Wissen und Geist. Universitätskulturen“*, Leipzig 11.-13. Mai 2009 (www.volkswagenstiftung.de/upload/media/Leipzig_2013-20Mai_202009.pdf - Zugriff 25.7.14).

47 Der Text lautet vollständig: FRIDERICVS. GVILEMVS. III. REX. VNIVERSITATI. LITTERARIAE. FRIDERICIANAE. A. MDCCXXXIV.

gen, beruhen natürlich nicht auf dem Pietismus. Sie sind auch nicht gottgewollt und stehen – ich meine zu Recht – auf dem haushälterischen Prüfstand. Der 263. Rektor der Universität Halle und seine Senatskollegen, die am kommenden Mittwoch (14. Mai 2014) gewählt werden, müssen mit diesen ernststen Konstellationen umgehen. Der Amtsinhaber und Spitzenkandidat, Prof. Dr. Udo Sträter,⁴⁸ ist übrigens Pietismusforscher. Und der Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin, Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz, ist ein ehemaliger Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Die Zeichen des Pietismus sind somit auch heute unübersehbar.

QVOD DEVS BENE VERTAT!

⁴⁸ Prof. Dr. theol. Udo Sträter ist am 2. Juli 2014 (also ganz nahe am offiziellen Gründungsdatum 1./11. Juli) erneut zum Rektor gewählt worden.

Hallenser Köpfe – Freunde von Carl Friedrich von Dacheroeden und Wilhelm von Humboldt¹

Von UDO VON DER BURG

1. Ernst Ferdinand Klein

Ernst Ferdinand Klein (1744-1810), auch bekannt als Lehrer der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, zählte zu den zentralen Mitarbeitern an der Reform der Gesetzgebung in Preußen zu Ende des 18. Jahrhunderts.²

Er besuchte das Magdalenen-Gymnasium seiner Heimatstadt Breslau, traf aber dort, wie er später in seiner Autobiographie beschrieb, nur wenige gute Lehrer an, so dass seine Eltern – wie auch die Eltern vieler Mitschüler – bemüht waren, die schulischen Defizite durch Privatstunden zu kompensieren. Beeindruckt durch die Lektüre von François Fénelons (1651-1715) Erziehungsroman *Télémach* und dessen Figuren des weisen Mentors und seines Zöglings als eines Lehrers und Schülers der Gesetzgebungskunst, entschloss sich Klein 1763 zum Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Halle/Saale. Im Hinblick auf Kleins Studienwünsche empfahl sich Halle vor der viel näher gelegenen, aber kleineren Universität Frankfurt/Oder. In Halle lehrten die berühmteren Professoren, so auch der reformerisch denkende Jurist Daniel Nettelblatt (1719-1791).

Kleins Entschluss, sich nach dem Ende des Studiums in Breslau als Rechtsanwalt niederzulassen, war wohl überlegt. Denn nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges (1756-1763) war zu erwarten, dass Breslau wieder zu einer Handelsmetropole erstarken und somit auch die Prozessbereitschaft wieder zunehmen werde. Zugleich trat Klein getreu den Lehren seines Lehrers Nettelblatt dafür ein, die Qualität der Ausübung seines Berufsstandes zu heben, standen doch die Juristen insbesondere in dem Ruf, dass zwischen den Honorarforde-

1 Der Vortrag wurde am 10.05.2014 in Halle anlässlich der 99. Tagung der Humboldt-Gesellschaft unter dem Titel: „*Freunde Wilhelm von Humboldts in Halle*“ gehalten und ist in der vorliegenden Fassung leicht abgeändert worden. Beabsichtigt war, bedeutsame Persönlichkeiten der sozialen und politischen Mitwelt von Wilhelm von Humboldt und seinem Schwiegervater vorzustellen, bei denen eine biographische Verbindung zum Tagungsort vorlag. Dabei wurde Friedrich August Wolf (1759-1824), für den umfassende Literatur vorliegt, nicht berücksichtigt.

2 Vgl. Klein, Ernst Ferdinand: *Selbstbiographie*, in: *Bildnisse jetztlebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien*, hrsg. v. Johann Michael Siegfried Lowe, Berlin 1806, S. 1-93. Zu Klein vgl. die faktenreiche, auch die Gesamtverhältnisse erläuternde Arbeit von Berndt, Klaus: *Ernst Ferdinand Klein (1743-1810). Ein Zerrbild aus der zweiten Hälfte des Achtzehnten Jahrhunderts*, Münster 2004 (Diss. Münster 2001).

rungen und ihrem Können nicht immer ein ausgewogenes Verhältnis vorliege. Eine wesentliche Neuerung, für die sich Klein einsetzte, bestand darin, dass die Advokaten vor Gericht zu mündlicher Darstellung ihrer Ausführungen veranlasst werden sollten, damit sie „in edler und gewählter Sprache ihre Vorträge vor dem Publikum halten müssten, das sich dann von der Gerechtigkeit der richterlichen Aussprüche überzeugen könnte“. Diese Vorschläge legte er in der Schrift „Gedanken von der öffentlichen Verhandlung der Rechtshändel und dem Gebrauche der Beredtsamkeit in den Gerichtshöfen“ nieder.

Der weiteren fachlichen Öffentlichkeit wurde Klein durch die von seinem Freund, dem Breslauer Popularphilosophen Christian Garve (1742-1798), vorgenommene Herausgabe seiner *Abhandlungen über verschiedene Mängel in der Gesetzgebung* (Leipzig 1779, 1780) bekannt. Daraufhin berief ihn der gerade vom schlesischen Provinzial-Justizminister zum juristischen Kabinettsminister (Großkanzler) ernannte Johann Casimir Graf von Carmer (1721-1801) nach Berlin. Klein wurde zum Assistenzrat³ ernannt und 1781 in die Kommission zur Gesetzesreform berufen: Ziel des Königs war, anstelle der vielfältigen Provinzialrechte ein einheitliches, deutlich mehr Rechtssicherheit garantierendes „*Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten*“ zu erstellen. Klein arbeitete den Vorentwurf des Gesetzes aus, woran sich Konferenzen des Großkanzlers mit Carl Gottlieb Svarez (1746-1798; ursprünglich: Schwarz), dem vortragenden Rat im Justizministerium, und Klein anschlossen. Insbesondere die Abschnitte zum Ehe- und zum Strafrecht stammten in wesentlichen Teilen aus Kleins Hand.

Mit einer Arbeit über die väterliche Gewalt erlangte Klein 1789 die Mitgliedschaft in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zu seinen besonderen Verdiensten um die Rechtspflege zählte die Herausgabe der „*Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Staaten*“.⁴ Die Zeitschrift wurde als führende juristische Fachzeitschrift ihrer Zeit angesehen. Jeder einzelne Band umfasste folgende Teile: Merkwürdige – d. h. bedeutsame – Rechtsfälle; Entscheidungen der Gesetzes-Kommission; Entscheidungen der Jurisdiktions-Kommission⁵; Fachaufsätze und juristische Nachrichten. Bei der Erarbeitung des Reform-Werkes ging man außergewöhnlich fortschrittlich vor: Klein veröffentlichte in seiner Zeitschrift sämtliche Entwürfe, wozu die Fachwelt um Stellungnahmen gebeten wurde. Diese Stellungnahmen wurden prä-

3 Der Assistenzrat unterstützte jeweils Kläger bzw. Beklagte bei der Klageerhebung bzw. der Verteidigung. Damit sollte dem Unwissen bzw. der Unbeholfenheit der Prozessgegner abgeholfen werden.

4 Erschienen 1788-1808, 26 Bände.

5 Diese Kommission entschied bei Streitigkeiten von Behörden und Gerichten untereinander.

miert. Zugleich evaluierte die Kommission, welche Argumente und Voten aus den Stellungnahmen Anregungen für die Gesetzesreform boten.

Klein war ferner Kammergerichtsrat und nahm an den Sitzungen der Kriminaldeputation dieses Gerichtshofes teil, an deren Spitze Friedrich Leopold von Kirchseisen (1749-1825; später: Justizminister) stand. Beide, Klein wie auch Kirchseisen, hatten den jungen Rechtsreferendar Wilhelm von Humboldt während seines Vorbereitungsdienstes zu begutachten; sie bescheinigten ihm Vorzüglichkeit.

Auch in der Berliner Gelehrtenwelt war der Aufklärer Ernst Ferdinand Klein anerkannte Persönlichkeit. Er verkehrte mit Johann Joachim Spalding (1714-1804), Johann Jacob Engel (1741-1802), Moses Mendelssohn (1729-1786), Christian Konrad Wilhelm von Dohm (1751-1820; 1786 geadelt), die, wie andere Aufklärer auch, in der Berliner Mittwochsgesellschaft⁶ Mitglied waren. Klein schätzte es als größtes Glück seines Lebens, dieser Gesellschaft angehört zu haben. Sie lieferte ihm den Stoff zu dem „*Gespräch über Freyheit und Eigenthum bey Gelegenheit der französischen Revolution*“ (1790). Dem in dieser Schrift diskutierten Grundprinzip zufolge sollte der Staat – außer im äußersten Notfall – nicht enteignen dürfen. Damit wurde hinsichtlich der Behandlung des privaten Eigentums der zeitgenössischen absolutistischen wie auch Revolutionsideologie gegenüber eine scharfe Grenze gezogen.

Als sich Klein im Jahre 1791 entschloss, eine juristische Professur an der Universität Halle zu übernehmen, bedeutete dies für ihn nicht – wie es nach außen hin aussah – eine Auszeichnung oder Anerkennung seines bisherigen Schaffens, sondern geschah aus Resignation über die restaurative Innenpolitik des Ministers Johann Christoph von Woellner (1732-1801).⁷ In Halle wurde Kleins Arbeit sehr geschätzt; insbesondere fand er mit seiner Vorlesung über Kriminalrecht Anklang. Hier entwickelte er mit den sogenannten „Sicherheitsmaßregeln“, mit denen Wiederholungstäter an der weiteren Begehung von Straftaten gehindert werden sollten, die Idee von einer vorbeugenden Strafmaßnahme.

Im Jahre 1800 wurde Klein in seine früheren Ämter nach Berlin zurückberufen. Dort erfuhr er vielfache Ehrungen, so die Ernennung zum Korrespondenten der russischen kaiserlichen Gesetzkommision sowie die Verleihung des Titels eines Geheimen Oberjustizrats. Auch nachdem Wilhelm von Humboldt den Staatsdienst verlassen hatte (1791), hielt er an der Verbindung mit seinem Leh-

6 Gegr. 1783, von der Ursprungsidee her eine geheime Gesellschaft, auch „Freunde der Aufklärung“ genannt. Die Mitglieder waren Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Berliner Leben und der Gelehrtenwelt, deren Zugehörigkeit dem näheren Bekanntenkreis mehr oder weniger geläufig war. Die von Johann Erich Biester (1749-1816) herausgegebene „*Berlinische Monatsschrift*“ war das Publikationsorgan der Mittwochsgesellschaft.

7 In Halle bildete sich insbesondere unter den Studenten erheblicher Widerstand gegenüber der Woellnerschen Religionspolitik, dazu Berndt, Klaus: A.a.O., S. 273ff.

rer Klein fest. In einem späteren Brief sprach Karoline von Klein als „Wilhelms Freund“.

2. Carl Christoph von Hoffmann

Bisher so gut wie nicht erforscht ist die Bekanntschaft zwischen der Familie von Humboldt und Carl Christoph Hoffmann (1735-1801). Hoffmann, Sohn eines Wirtschaftshauptmanns der Güter der von Hatzfeldschen Herrschaft Trachenberg in Schlesien, wurde von Privatlehrern unterrichtet und schon früh in die landwirtschaftlichen Geschäfte eingeführt. Folglich studierte er ab 1752 Kameralwissenschaft⁸ in Halle, vor allem bei Daniel Gottfried Schreber (1708–1777). Zu seinen Studienfreunden in Halle gehörte unter anderem Karl Abraham Freiherr von Zedlitz und Leipa (1731-1793), der spätere preußische Justiz- und Kultusminister.

Nach Abschluss des Studiums 1755 unternahm Hoffmann eine langjährige Europa-Reise und verbrachte etliche Monate in Italien. Erst 1761 kehrte er in seine Heimat zurück und übernahm ein Amt an der königlichen Domänenverwaltung Liegnitz. Dort schloss er mit dem an der Ritter-Akademie tätigen Professor für Philosophie und Mathematik Carl August von Struensee (1735-1804) Freundschaft.⁹ 1772 konnte er dadurch, dass er den Struenseeschen Briefwechsel als Entlastungs-Beweis vorlegte, dem Freund das Leben retten.¹⁰ Denn Carl August war am dänischen Königshof in den Strudel des Hochverratsprozesses gegen seinen Bruder Johann Friedrich Graf von Struensee (1737-1772; hingerichtet) hinein geraten. Der Bruder war Arzt und Aufklärer, der in den zwei Jahren seines Einflusses am Königshof in Dänemark zahlreiche zumeist soziale Reformen einleitete, die den Widerstand des Adels hervorriefen. Außerdem hatte sich Struensee der Königin persönlich allzu sehr genähert.¹¹

⁸ Bezeichnung für die im Merkantilismus entwickelte Theorie des Wirtschaftswissens.

⁹ Vgl. *Rundes Chronik der Stadt Halle 1750-1835*, hrsg. vom Thüringisch-Sächsischen Geschichtsverein, bearbeitet von Bernhard Weißenborn, Halle/Saale 1933, S. 526; Kertscher, Hans-Joachim: *Der vierte Hallesche Universitätskanzler Carl Christoph von Hoffmann „ein Freund alles Guten, ein eifriger Beförderer der Künste und Wissenschaften“*, Halle/Saale 2003, Auf S. 6 hält er eine Freundschaft bereits in der Hallenser Zeit für möglich. Es ist wahrscheinlich, dass sich die gleichzeitig Studierenden, deren Zahl außer in der „Massenfakultät“ Theologie überschaubar war, untereinander kannten und diese Bekanntschaft später pflegten, jedenfalls in Erinnerung behielten. Das dürfte dann auch für Hoffmann und Carl Friederich von Dacheroeden gelten.

¹⁰ Es setzte sich allerdings auch Friedrich der Große für ihn ein, indem er der Auffassung war, dass ein Preußischer Professor zuallererst vor seine Studenten gehöre, am allerwenigsten jedoch unter ein dänisches Richtschwert.

¹¹ Das Ereignis, seinerzeit der europäische Skandal schlechthin, ist von Literatur und Film mehrfach aufgegriffen und behandelt worden.

Carl Christoph Hoffmann ging 1763, von dem für Schlesien zuständigen Minister Ernst Wilhelm von Schlabrendorf (1719-1769)¹² empfohlen, in den Dienst des Prinzen Heinrich (1726-1802) über, des Bruders von Friedrich dem Großen (1740-1786) und wurde 1772 Direktor der Prinz-Heinrichschen Domänen-Kammer¹³. In dem Kreis um Prinz Heinrich kam es zur Bekanntschaft mit Fürst Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740-1817), dessen Leidenschaft für Parkgestaltung Hoffman teilte. Infolge seiner Tüchtigkeit erlangte Carl Christoph Hoffmann die Anerkennung der einflussreichen gesellschaftlichen Kreise.¹⁴

Hoffmann heiratete nach Halle, und zwar 1770 Therese Auguste, die Witwe des verstorbenen Kriegsrates Philipp Ernst Lüder (1730-1769; auch: Lüders), Generalpächters des königlichen Domänenamtes Giebichenstein. Hoffmans Gattin brachte die reichen Güter Dieskau sowie weitere reiche Besitzungen mit in die Ehe. Bereits ein Jahr später verstarb Therese Auguste. 1772 heiratete Hoffmann sodann Johanna Friederike Auguste (†1805), die jüngere Schwester seiner verstorbenen Gattin, die mit dem von ihr eingebrachten Erbteil sodann die Hoffmannschen Besitzungen abrundete.

Nachdem Hoffmann das Gut Dieskau, unweit von Halle entfernt gelegen, erworben hatte, pflegte er während des Sommers dort drei Monate zu verbringen. Carl Friedrich von Dacheroeden und mit ihm Tochter Karoline als Begleitung unternahm von Burgörner aus Besuche nach Halle zum Professor Niemeyer und dann weiter nach Dieskau¹⁵, wo Karoline den „schönen Garten“ rühmte¹⁶: Hoffmann ließ 1778 nach Wörlitzer Vorbild – der Fürst von Anhalt schickte dazu seinen talentiertesten Gärtner – einen Landschaftspark anlegen, den viele Zeitgenossen bewunderten. Insbesondere verschönerten ein Chinesisches Wasserhaus, ein Otahitisches Badehaus und ein geselliges Gartenhaus die Parklandschaft.

12 Schlabrendorf war auch mit Carl Friedrich von Dacheroeden gut bekannt, denn als Schlabrendorf zuvor Kammer-Präsident in Magdeburg war, amtierte Dacheroeden als preußischer Landrat in der Grafschaft Mansfeld.

13 Die Güter der kgl. Prinzen wurden durch eigene Domänen-Kammern verwaltet.

14 Hierzu Lehndorff: „*Er ist ein sehr geistvoller Mann, der es durch seine Klugheit sehr weit ... gebracht hat. Als Sohn eines kleinen Amtmannes in Schlesien hat er sich zu der Stellung emporgearbeitet, die er jetzt bekleidet. Er hat eine Frau mit 200.000 Talern gefunden und verkehrt jetzt mit allen hochgestellten Leuten. Dem Prinzen Heinrich leistet er die wichtigsten Dienste; ohne ihn ginge die Maschine schlecht*“ (*Reichsgraf Ernst Ahasverus Heinrich Lehndorff: Tagebücher nach seiner Kammerherrnzeit*. Nach dem französischen Original bearbeitet von Karl Eduard Schmidt-Lötzen, Erster Bd., Gotha 1921, S. 456; Notiz im Dez. 1784). – Im Vergleich gesehen hatte Hoffmann noch viel reicher geheiratet als Alexander George von Humboldt.

15 Verschiedenen Leichenpredigten und weiterem Archivmaterial aus den zwanziger bis sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts ist zu entnehmen, dass die Familien von Dacheroeden-Posadowski und von Dieskau gut miteinander bekannt waren und, pietistisch gesonnen, enge Beziehungen mit der Familie von August Hermann bzw. dessen Sohn Gotthilf August Francke (1696-1769) pflegten.

16 Karoline: *Brief an den Bruder, 1. Juli 1786* (Archiv Schloss Tegel).

Hoffmann war nicht nur Garten-, sondern auch Wissenschaftsfreund. Er nahm die Gelegenheit wahr, seine Beziehungen zur Universität Halle zu erneuern und sich vermöge seiner Verbindungen zu dem Minister Zedlitz für den Ausbau der Universität einzusetzen.¹⁷ So ergab es sich, dass mit dem Regierungsantritt von König Friedrich Wilhelm II. (1786-1797). Hoffmann am 6. September 1786 zum Geheimrat und Kanzler der Universität Halle ernannt wurde, ein Amt, das er bis zum 1. Januar 1791 ausübte. Am 24. Oktober 1786 wurden Carl Christoph und seine Brüder in den preußischen Adelsstand erhoben.¹⁸

Als Kanzler der Universität Halle wurde Hoffmann mit weitreichenden Befugnissen ausgestattet, die einerseits eine für notwendig gehaltene straffe Führung des Staates gegenüber den Partikularinteressen und -gewohnheiten der Professoren¹⁹, andererseits aber eine zeitgemäße Struktur der Universität gewährleisten sollten. Insbesondere unterstützte Hoffmann in der Folgezeit den Ausbau der Naturwissenschaften und der landwirtschaftlichen Betriebslehre sowie die Einrichtung eines philologischen Seminars, das Friedrich August Wolf (1759-1824), bekanntlich ebenfalls ein Humboldt-Freund, konzipiert hatte.²⁰

Unter Hoffmanns Kanzlerschaft wurde der „Hortus medicus“, der Botanische Garten der Universität, den er auch als ökonomischen Garten verstand, erheblich erweitert. Da finanzielle Mittel für Grundstücksankäufe nicht zur Verfügung standen, wurde auf dem höchsten Punkt des Geländes auch die Sternwarte Halle

17 Heinemann, Manfred: *Schule im Vorfeld der Verwaltung. Die Entwicklung der preußischen Unterrichtsverwaltung von 1771-1800*, Göttingen 1974, S. 247f.; Hofbauer, Johann Christoph: *Geschichte der Universität zu Halle*, S. 391. Ausführlich auch: Schrader, Wilhelm: *Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle*, Bd. I, Berlin 1894, S. 547ff., sowie Kertscher, Hans-Joachim: *Der vierte Hallesche Universitätskanzler Carl Christoph von Hoffmann „ein Freund alles Guten, ein eifriger Beförderer der Künste und Wissenschaften“*, Halle/Saale 2003, S. 22ff.

18 Friedrich d. Gr. hatte in seinen letzten Lebensjahren nur noch wenig Adelserhebungen vorgenommen. Er vertrat auch immer mehr die Auffassung, dass der Adel vor allem Militärpersonen zukomme. Diesem „Rückstau“ begegnete König Friedrich Wilhelm II. (1786-1797) zu Beginn seiner Regierungszeit mit einem „Paarsschub“, wobei er auch verdienstvolle Zivilpersonen, insbesondere Beamte, berücksichtigte. Diese zahlenmäßig nicht unbeträchtliche Gruppe wurde vom älteren Adel etwas despektierlich als die „Sechszehnziger“ bezeichnet, war es doch der allerneueste Neuadel mit eigenen Werten und eigener Tradition.

19 So kam es z. B. zu Auseinandersetzungen mit Johann Reinhold Forster (s. unten), dem Vater von Georg Forster. Johann Reinhold Forster als Professor der Naturgeschichte hatte sich federführend an dem Streit der Universität um die Beibehaltung der früheren Universitätsverfassung beteiligt; als Folge der scharf gehaltenen Intervention wurde ihm die zunächst übertragene Leitung des Naturalienkabinetts wieder entzogen (vgl. Forster, Georg: *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, Bd. 18: *Briefe an Forster*, bearb. von Brigitte Leuschner, Siegfried Scheibe u. a., Berlin 1982, S. 219, Brief v. 11.12.1787, sowie S. 660, zu Anm. 219,21; ferner: ebd., Brief v. 05.02.1788 an den Sohn, S. 235ff.).

20 Feist, Bruno: *Die Geschichte der Nationalökonomie an der Friedrichs-Universität zu Halle (Saale) im 18. Jahrhundert*. Diss. zum Dr. rer. pol. (Halle/Saale) 1930, S. 68.

errichtet. Die Sternwarte gilt als das älteste von der Universität Halle errichtete Bauwerk und ist ein bedeutsames Zeugnis klassizistischer Architektur in Halle. Außerdem gelang für die Universität der Ankauf eines Naturalienkabinetts, der Sammlung des Hoffmann-Freundes, Arztes und Professors für Philosophie und Naturgeschichte Johann Friedrich Gottlieb Goldhagen (1742-1788).

Hoffmann und die Familie Humboldt verband die gemeinsame Nähe zum königlichen und zu den prinzlichen Höfen, die Beziehungen zu Fürst Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt (1740-1817) sowie geschäftliche Verbindungen. Darüber hinaus ergaben sich weitere Bekanntschaften: So zu Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768-1834), der im Hause Hoffmann verkehrte, und zu Karl Gustav von Brinckmann (1764-1847), dem späteren Freund der jungen Humboldts, der während seiner Studienzeit in Halle häufig auf Gut Dieskau weilte, wo sich auch die verwitwete Johanna Elisabeth Goldhagen aufhielt²¹, die Brinckmann verehrte. Hoffmanns Gattin, Johanna Friederike Auguste geb. von Lüder (†1805), sowie Johanna Elisabeth Goldhagen waren in den 90er Jahren Gäste des Salons von Henriette Herz (1764-1847) in Berlin und kannten deren Besucher; auch war Henriette Herz auf Dieskau zu Gast. Marcus Herz (1747-1803) hatte bei Goldhagen Medizin studiert.

Seine weitreichenden Verbindungen wusste Carl Christoph von Hoffmann nicht zuletzt dadurch aufrecht zu erhalten, dass er die Erlaubnis bekam, sich auch für eine gewisse Zeit außerhalb seines Dienstortes aufzuhalten. So verbrachte er jeweils die drei Wintermonate in Berlin, die Zeit also, in der in der Hauptstadt eine besondere – nicht zuletzt kulturelle – Geschäftigkeit herrschte. Außerdem war er weiterhin mit der Verwaltung der prinzlichen Güter befasst. Die dortige Anwesenheit war ferner erforderlich, nachdem von Hoffmann Mitglied des 1787 neu geschaffenen Oberschulkollegiums geworden war, dessen Aufgabe in der Aufsicht über die Gelehrtenschulen Preußens bestand. Hoffmann hat offensichtlich auch mit dem Minister Friedrich Anton von Heynitz bzw. Heinitz (1725-1802) zusammengearbeitet und begabte Hallenser Studenten gefördert²².

1790 bat er wegen zunehmender Krankheiten um seinen Abschied, der ihm zum Jahresende gewährt wurde. Wahrscheinlich war aber nicht die angegriffene Gesundheit der eigentliche Grund des Ausscheidens, sondern die Tatsache, dass seinen Versuchen, die Universitätsstrukturen staatlicherseits zu straffen, seitens der Professorenschaft deutlicher Widerstand entgegengesetzt wurde, die die alte, Einzelfreiheiten gewährende Universitätsverfassung nicht beeinträchtigt se-

21 Näheres bei: Kertscher: A.a.O., S. 15f.

22 So schickte er den ihm bekannten Studenten Friedrich Alexander August Eversmann (1759-1837), Sohn eines Domänenpächters und Neffe des Saaleschiffahrt-Pächters von Stecher, auf die Bergschule nach Berlin.

hen wollte²³. Carl Christoph von Hoffmann verstarb am 9. Januar 1801 im Alter von 65 Jahren. Nach seinem 1792 aufgesetzten Testament bestimmte er, von einem Teil seines Vermögens eine Freischule für arme Kinder zu gründen.

3. Johann Reinold Forster

Es ist müßig zu überlegen, wer seinerzeit bekannter war: der Vater oder der Sohn. Dieser, Johann George Adam Forster (1754-1794), hatte als Begleiter seines Vaters Johann Reinhold Forster (1729-1798) an James H. Cooks (1728-1779) zweiter Erdumseglung teilgenommen und die Forschungsergebnisse in dem Buch: „*A voyage round the world*“²⁴ festgehalten, das rasch bekannt und vom interessierten Publikum begeistert aufgenommen wurde. Es war eine der ersten Reisebeschreibungen überhaupt, und Johann George Forsters Darstellungsart in ihrer Mischung von lyrischen Gefühlen und Objektivität wurde – nicht zuletzt auch für Alexander von Humboldt – stilbildend.²⁵ In dieser Schrift bereits begann sich Johann Georges politische Einstellung zu entwickeln, die für die Unterdrückten Partei ergriff, die die Freiheit der Person und des Eigentums forderte, für Gewissens- und Denkfreiheit eintrat, den Despotismus der Herrschenden hingegen rigoros verurteilte.

Hier soll indessen der Vater vorgestellt werden, dessen hoch ausgeprägtes Selbstbewusstsein ihn zu einer profilierten Professoren-Gestalt an der Universität Halle des 18. Jahrhunderts werden ließ. Die Familie Forster führte sich auf die Lord Forrester in Schottland, Anhänger der Stuart-Könige, zurück, die infolge der Religionswirren im 17. Jahrhundert nach Preußen emigrierten, wie viele andere Engländer und Schotten zu jener Zeit ebenfalls, und zwar in die Region um Danzig.²⁶ Dort bekleidete die Familie Bürgermeister- und Ratsherrenämter. Bereits als Kind, in Dirschau geboren, bewies Johann Reinhold Forster außergewöhnliche Sprachkenntnisse, zunächst des Lateinischen, worin sich der Vater, sodann des Polnischen, worin sich die Mutter mit ihm unterhielt. Deutsch

23 Unter anderem kam es zu Auseinandersetzungen mit Johann Reinhold Forster, dem Professor für Naturgeschichte. Vgl. Uta Wiggermann: *Woellner und das Religionsedikt. Kirchenpolitik und kirchliche Wirksamkeit im Preußen des späten 18. Jahrhunderts*, Tübingen 2010, S. 329ff. Uta Wiggermann wirft Hoffmann einen „entschiedenen Adelsdünkel“ (S. 329) vor. Es ist zu fragen, ob die Autorin über ein auf die Situation bezogenes komplexes historisches Urteilsvermögen verfügt. In ihrem Buch sind auch faktisch falsche Angaben zu finden.

24 London 1777, dt. 1778-1780.

25 Gilli, Marita: *Georg Forster: Das Gespräch einer Reise um die Welt*, in: *Europäische Reisen im Zeitalter der Aufklärung*, hrsg. v. Hans-Wolf Jäger, Heidelberg 1992, S.250.

26 Ähnlich die Vorfahren Durham bzw. Duhram von Marie Elisabeth von Humboldt (1741-1796).

lernte er erst mit sechs Jahren, es war die Sprache der Spielgefährten. Als Folge der Krankheit des Vaters war der Sohn weitgehend auf den Weg der Selbstbildung angewiesen. Auf den weitreichenden Gütern seines Onkels erwarb Johann Reinhold landwirtschaftliche Kenntnisse und vervollkommnete sich in der Beobachtung der Natur. Die schulische Laufbahn verlief über das Gymnasium Marienwerder zum Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin, wo er durch ausländische Mitschüler weitere Fremdsprachen erlernte. Da der Vater nichts von einem Medizinstudium hielt und der Sohn keine Freude an der Juristerei verspürte, die der Vater für ihn favorisierte, entschloss sich Johann Reinhold zum Theologiestudium an der Universität Halle, das damals breit gefächert war und insbesondere sprachliche Studiengänge mit umfasste. Nach dem Studium wurde Johann Reinhold Pfarrer. Er heiratete seine Kusine, eine Ratsherrentochter aus Marienwerder, die mit ihren Kindern infolge der Eigensinnigkeit ihres Mannes manche Notlage zu erdulden hatte.

Johann Reinhold Forster war kein passionierter Pfarrer. Als der wissbegierige Sohn Georg den Vater veranlasste, ihm die Natur der Heimat zu erschließen, vertiefte sich der Vater in das Studium der Naturgeschichte. Er verwendete das Geld seines Vaters und das Vermögen des Onkels, das er ererbt hatte, zum Kauf wissenschaftlicher Literatur, so dass er bald eine Bibliothek von 2500 Titeln besaß, zugleich aber infolge seines wirtschaftlichen Unvermögens von anwachsenden Schulden bedrückt wurde.

Zunächst schien ihm ein Forschungsangebot aus Russland einen Ausweg zu bieten. Nachdem die Zarin Katharina die Große (1762-1796) befohlen hatte, die noch unerschlossenen Gebiete im Süden Russlands zu kolonisieren, wurden mit Hilfe von finanziellen und ideellen Anreizen deutsche Kolonisten angeworben. Aufgrund der sehr unwirtschaftlichen Siedlungsbedingungen gerieten allerdings die russischen Anwerbungs-Agenten rasch in Argumentationsnöte. Um den Gerüchten über die miserablen Bedingungen an der unteren Wolga wirkungsvoll zu begegnen, wurde Johann Reinhold Forster, vermittelt durch den russischen Residenten in Danzig, der Auftrag erteilt, die Bedingungen zu erforschen und zu beurteilen, denen die Kolonisten ausgesetzt waren. Der Auftrag war für Forster vor allem aus naturhistorischen Gründen interessant. Er wurde von seinem zu jener Zeit erst zehn Jahre alten Sohn Georg begleitet. Nachdem seine Bemühungen um die Erforschung der Lage der Wolgadeutschen keine Anerkennung gefunden hatten und er erfahren musste, dass seine Pastoren-Stelle inzwischen anderweitig vergeben worden war, verließen Vater und Sohn 1766 Russland und reisten direkt nach England, um dort neuen Broterwerb zu finden.

Nach kurzer Tätigkeit als Lehrer für Französisch, Deutsch und Naturgeschichte am Dissenter's College in Warrington in Lancashire zog Forster nach London, wo er bereits zuvor als Naturhistoriker bekannt und Ehrenmitglied der „Socie-

ty of Antiquaries of London“ geworden war. In London mussten er sich und die inzwischen nachgekommene Familie zunächst mit Gelegenheitsarbeiten durchschlagen. Als die Admiralität aber Joseph Banks (1743-1820), den „Vater der Reisebotanik“, kurz vor der zweiten Südsee-Reise von James Cook als dessen offiziellen wissenschaftlichen Begleiter entließ, wurde Forster sein Nachfolger. Er bestand darauf, seinen Sohn als Assistenten mitzunehmen. Im Juli 1772 segelten beide an Bord der „Resolution“ von Plymouth ab; die Forschungsreise dauerte drei Jahre.

Beide, Vater und Sohn, führten Tagebücher über alle Beobachtungen und Erkenntnisse, die ihnen die Reise einbrachte. Die materiellen Erträge dieser Expedition, insbesondere die Reiseaufzeichnungen des Vaters, eine Fülle von Pflanzenpräparaten, ethnografischen und naturkundlichen Sammelstücken sowie rund 600 größtenteils kolorierte Zeichnungen des Sohnes wurden zur Grundlage der anschließenden Publikationen der beiden und damit ihres internationalen Rufes. Das Ergebnis der Reise zeigte sich längst nicht nur in der botanischen Ausbeute, denn man war nur 200 Tage an Land, sondern ebenso in den umfassenden erdphysikalischen Beobachtungen auf See.

Allerdings mussten die großartigen Sammlungen von naturgeschichtlichen und geschichtlichen Gegenständen aufgrund von immer wiederkehrenden Geldnöten nach und nach verkauft werden. Die Admiralität untersagte den Druck des offiziellen Reiseberichtes, weil sich Forster nicht auf die rein naturwissenschaftlichen Ergebnisse beschränkt, sondern sich auch sozialkritisch geäußert hatte. Forster, starrsinnig und streitsüchtig, gab nicht nach. Die „*Observations Made During a Voyage Round the World*“ wurden daraufhin auf eigene Kosten gedruckt. Dies brachte indessen nicht den erhofften Erlös, sondern erneute Schulden ein, so dass sich Forster unter den Schutz der preußischen Gesandtschaft begeben musste.

Schließlich nahm im Februar 1779 der Sohn Georg Verbindung mit dem preußischen Minister von Zedlitz auf, die zur Berufung des Vaters auf eine Professur an der Universität Halle führte. Allerdings war Friedrich der Große (1740-1786) nicht bereit, auch noch Forsters Schulden in England zu begleichen. Der Loskauf von den Londoner Verbindlichkeiten gelang nur durch eine Sammlung von Spenden, zu denen sich die kleineren Fürsten Deutschlands, vor allen Herzog Ferdinand von Braunschweig (1721-1792; er war auch der Gönner von Alexander George von Humboldt) und durch diesen die Brüder der deutschen Freimaurer-Logen, bereit fanden: Vater und Sohn Forster waren Freimaurer. Im Juli 1780 traf Johann Reinhold Forster in Halle ein.

In Halle hatte Forster die Professur der Naturgeschichte und Mineralogie inne, nicht die der Eloquenz und des Griechischen, für die er zunächst vorgesehen war. Er beherrschte viele Gebiete, las über Naturbeschreibung, Landwirtschaft,

Universalgeschichte und Reisekunst. Jedoch fielen ihm die Vermittlungsprozesse schwer – die Hochschuldidaktik, und er verfügte den Studenten gegenüber nicht immer über die erforderliche Selbstbeherrschung. Vor allem diejenigen Kollegen, die ihm geistig nicht unbedingt gewachsen waren, mussten unter seiner schonungslosen Kritik leiden. Hinzu kam die ständige Geldnot, von der man in der Öffentlichkeit wusste und die ihm alles andere als Achtung verschaffte.

Zu Friedrich dem Großen soll Johann Reinhold Forster gesagt haben: „*Sire, ich habe bereits fünf Könige gesehen, drei wilde, zwei zahme; aber wie Ew. Majestät keinen*“. Darin zeigt sich ganz deutlich sein unbekümmert gradlinig-aufrichtiges, Widerspruch jedoch ganz und gar nicht duldendes Denken und Handeln.

4. Heinrich Ludwig Willibald Barkhausen

Nachdem sich Wilhelm von Humboldt nach seinem ersten Besuch in Burgörner verabschiedet hatte, ging Karoline voller Gefühle dem nach Göttingen Zurückreitenden durch die vom Hause wegführende Pappelallee nach: „*Es regnete heftig, und ich merkte nur erst beim Nachhausegehen, daß ich durchaus naß geworden war. Barkhausen und mein Vater lachten mich aus, als ich ankam, aber es merkte niemand, warum ich hinausgegangen war.*“²⁷ – Wer war dieser Barkhausen?

Heinrich Ludwig Willibald Barkhausen (1742-1813) wurde 1742 in Niederbarkhausen in der Grafschaft Lippe geboren; der Vater versah in Lemgo das Amt des Stadtrichters. Barkhausen studierte ab 1761 Rechtswissenschaften, zuerst in dem eher kriegssicheren Helmstedt, dann in Halle. 1765 zählte er als Auditor²⁸ zum von Petersdorfschen Regiment²⁹ – stationiert in Bielefeld und Herford. Bielefeld gehörte zur Grafschaft Ravensberg³⁰, für die und das Fürstentum Minden die Domänenkammer in Minden zuständig war, damals unter dem Kammerpräsidenten Carl Friedrich von Dacheroeden (1732-1809). Dass der Kammerpräsident schon aus gesellschaftlichen Gründen die Offiziere, deren Zahl überschaubar war, mehr oder weniger gut kannte – also auch Barkhausen –, kann kaum zweifelhaft sein.

Von nun ab verlaufen beider Lebenswege in räumlich ziemlicher Nähe ab. Bei Carl Friedrich von Dacheroedens Weggang von Minden Anfang 1771 ver-

27 Brief vom 24.08.1788: *Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt*, hrsg. v. Albert Leitzmann, Leipzig 1920, S. 3f.; Schreibweise des Namens auch: Barckhausen.

28 Gerichtsoffizier, versah im Regiment die niedere Gerichtsbarkeit, achtete auf Einhaltung der Ordnung und führte Verhöre durch; häufig – wie hier bei Barkhausen – Sprungbrett für ein Amt in der höheren Verwaltung.

29 IR Nr. 10, seit 1768 unter Oberst (1770 Generalmajor) Eggebert Christian von Petersdorf (1707-1783). Die Regimenter wurden zunächst nach dem Inhaber und dem Garnisonsort benannt und erst später mit einer Ordnungszahl versehen.

30 Friedrich der Große hatte in jedem seiner Einzel-Territorien mindestens ein Regiment stationiert.

sah Barkhausen bereits seit 1770 als Steuerrat³¹ den Dienst in der neu errichteten Kammer-Deputation³² zu Ellrich in der Grafschaft Hohnstein³³, später wurde er Kriegs- und Domänenrat in Magdeburg und schließlich Stadtpräsident in Halle.

Barkhausen und Dacheroeden verband die von beiden vertretene Wirtschaftstheorie des Spätmerkantilisten James Stuart (1712-1790)³⁴. Barkhausen unternahm in den 70er Jahren eine Studienreise nach den Niederlanden, über die er in einer Schrift berichtete: „*Statistische und politische Bemerkungen bey Gelegenheit einer Reise durch die vereinigten Niederlande*“³⁵. In der Schrift erwähnt Barkhausen bei seiner Darstellung der holländischen Bleichen auch die „*vor etwas länger als zehn Jahren bey Bielefeld, auf Veranlassung des damaligen Mindeschen Kammerpräsidenten Herrn von Dacheroeden, eines äußerst thätigen Mannes von ausgedehnten Kenntnissen, angelegten ... sogenannten holländischen Bleichen*“³⁶ und weist auf deren Konkurrenzfähigkeit hin.³⁷

Im Besetzungsvorgang zum Stadtpräsidenten von Halle argumentierte die Magdeburger Kammer, für dieses Amt sei „*wegen des dortigen ansehnlichen Fabriken- und Polizeiwesens, auch wegen der vielen Connexionen mit der Universität ein vorzüglich capables und in Städte-, Polizei-, Manufactur- und Commerciansachen schon erfahrnes Subject*“ erforderlich und schlug Barkhausen vor, weil er über „*alle erforderlichen Qualitäten*“ verfüge und „*überhaupt ein ehrlicher und betriebsamer Mann*“³⁸ sei. Der König erteilte am 25.03.1786 seine Zustimmung; Barkhausen trat sein Amt einen Monat später an; 1798 ging er in den Ruhestand.

31 Dem Steuerrat unterstanden die Städte; der Kriegs- und Domänenrat beaufsichtigte die Landkreise.

32 Eine Kriegs- und Domänenkammer war in der Regel für eine Provinz oder zwei kleinere benachbarte Provinzen zuständig, z. B. die Kammer zu Minden für das Fürstentum Minden und die Grafschaft Ravensberg. Waren die Provinzen aber klein und zudem noch räumlich abgetrennt, dann wurde eine Kammer-Deputation eingerichtet, die einer Kammer zugeordnet war, z. B. Ellrich (Grafschaft Hohnstein) unterstand Magdeburg; Hamm (Grafschaft Mark) unterstand Kleve.

33 Südharz, seit 1648 brandenburgisch. *Gästeliste Bad Pyrmont* (Stadtarchiv Pyrmont) für 1774: am 18. Juni angekommen: Hr. Kriegsrat Barkhausen und Hr. Kandidat Barkhausen aus Ellrich; Letzterer war ein Bruder.

34 Wichtigstes Werk: *Principles of Political Economy* (1768).

35 Barkhausen, H. L. W.: *Statistische und politische Bemerkungen bey Gelegenheit einer Reise durch die vereinigten Niederlande*, Leipzig 1788 (zuerst: Deutsches Museum 1779).

36 Ebd., S. 84.

37 Barkhausen wurde 1780 auch Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, deren Direktor Carl Friedrich von Dacheroeden war. Voraussetzung für die Aufnahme war eine fachbezogene Publikation.

38 Dazu Acta Borussica. *Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert*, hrsg. v. Kgl. Akademie der Wissenschaften : *Behördenorganisation und allgemeine Staatsverwaltung*; Bd. XVI, II. Teil, bearb. v. Peter Baumgart und Gerd Heinrich, Hamburg und Berlin 1982, S. 905.

Barkhausen vertrat liberales Gedankengut: Für ihn galt als erster und wichtigster Grundsatz in der Gesetzgebung, „*dass nur der Grad der Verletzung öffentlicher Sicherheit, der einzige Maasstab der Verbrechen und Strafen seyn müsse*“³⁹. Der spätere Hamburger Oberaltensekretär⁴⁰ Ferdinand Beneke (1774–1848) beobachtete als Student, wie in Halle am 8. August 1792 Barkhausen mit anderen bei einem Mittagessen auf die französische Republik anstieß.⁴¹ Als im Frühjahr 1792 die „*Jenaische Literaturzeitung*“ in Preußen verboten wurde, wies Barkhausen in seinem dienstlichen Bericht als Stadtpräsident darauf hin, dass der Bierkonsum in Halle erhebliche Einbußen erlitten habe, weil die Studenten und bildungsbeffissenen Hallenser über die Grenze in die nächsten kursächsischen Dörfer zogen, wo geschäftstüchtige Wirte die dort nicht verbotene Literatur zum Lesen bereit hielten.⁴²

Die Freundschaft wurde durch häufige gegenseitige Besuche vertieft. Bis 1789 versorgte Barkhausen Karoline alljährlich mit einem Kalender sowie weiterer Literatur. Der Kalender war für Karoline höchst nützlich. Sie pflegte daran nachzuzählen, seit wann sie den Verlobten zuletzt gesehen hatte und in wie viel Tagen sie ihn wiedersehen würde. Als aber 1790 kein Kalendergeschenk mehr erfolgte, sah sie sich zu der Feststellung veranlasst, dass es sehr unvorteilhaft sei, eine deklarierte Braut zu sein, weil eine Braut für die Männerwelt nicht mehr von Interesse sei.⁴³

5. August Hermann Niemeyer (1754-1828)

August Hermann Niemeyer war Urenkel von August Hermann Francke (1663–1727) über dessen Tochter: Sein Vater, Johann Konrad Philipp Niemeyer (1711–1767), Prediger und Archidiakon in Halle, hatte Auguste Sophie Freylinghausen

39 Barkhausen, H. L. W.: A. a. O., S. 112 (in der Publikation Fettdruck).

40 Etwa: Syndikus.

41 Valjavec, Fritz: *Die Entstehung der politischen Strömungen in Deutschland 1770-1815*, München 1951, S. 441.

42 Houben, Heinrich Hubert: *Hier Zensur – wer dort? Antworten von gestern auf Fragen von heute. Der gefesselte Biedermeier. Literatur, Kultur, Zensur in der guten, alten Zeit*, Leipzig 1990, S. 72 (Reclam 1340). Obwohl Barkhausen einer der hervorragenden Hallenser Repräsentanten gewesen sein dürfte, indem er sich insbesondere für den wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt einsetzte, sind sein Name und sein Schaffen in Halle derzeit so gut wie unbekannt. So setzte sich Barkhausen – allerdings vergeblich – dafür ein, in Halle als Konkurrenz zu Leipzig eine freie Messe einzurichten; vgl. Leonhard, Hans: *Die Kaufleute-Brüderschaft. Von der Zerstörung Magdeburgs bis zur Auflösung der Brüderschaft während der westfälischen Zeit*, in: *Magdeburg. Wirtschaftsleben in der Vergangenheit*, III. Bd., hrsg. von der Industrie- und Handelskammer zu Magdeburg, Magdeburg (1928), S. 104f.

43 *Brautbriefe* (s. Anm. 27), S. 299

(1717-1763) geheiratet, die Tochter des Waisenhaus-Direktors Johann Anastasius Freylinghausen (1670-1739)⁴⁴, Franckes Mitarbeiter – und Schwiegersohn –, und der Johanne Sophie Anastasia Francke.

August Hermann Niemeyer besuchte das Pädagogium⁴⁵ in Halle und studierte 1771 bis 1777 an der dortigen Universität Theologie. 1777 wurde er zum Doktor der Theologie promoviert. Zunächst Privatdozent, lehrte er ab 1784 als Professor und leitete das 1787 neu gegründete Pädagogische Seminar der Universität, in dem Lehrer auf ihre spätere berufliche Tätigkeit vorbereitet wurden. Weiterhin war Niemeyer seit 1785 Mitdirektor des Pädagogiums und des Waisenhauses, 1792 Konsistorialrat, 1804 Oberkonsistorialrat und Mitglied des Berliner Oberschulkollegiums. Nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon wurde er 1807 als Geisel nach Frankreich gebracht, nach seiner Rückkehr jedoch 1808 zum Kanzler und Rektor auf Lebenszeit der Universität Halle ernannt. Die Kanzlerstelle behielt er auch unter der preußischen Regierung (1814), die ihn 1816 zum Mitglied des Konsistoriums⁴⁶ zu Magdeburg ernannte.

August Hermann Niemeyer heiratete 1786 in Magdeburg Agnes Wilhelmine von Köpken (*1769), die Tochter des Magdeburger Hofrates Friedrich von Köpken (1786 geadelt). Köpken, aus einer vermögenden Magdeburger Familie stammend, war vom Studium her Jurist, gab aber nach und nach seine juristische Tätigkeit auf und widmete sich der nachhaltigen Förderung insbesondere der zeitgenössischen Literatur, deren Autoren er bekannt machte und unterstützte. Sein Freundschaftskreis war weit gespannt, namhafte Persönlichkeiten des Geisteslebens zählten zu seinen Briefpartnern. Mit seiner Person gab er innerhalb der literarischen Öffentlichkeit eine Art Markenzeichen ab.

Von den geistigen Interessen her sowie durch bekanntschaftliche Beziehungen – auch Carl Friedrich von Dacheroeden hatte sich in jungen Jahren mit der damals modernen Literatur beschäftigt, und er war ein Magdeburger Kind, pietistisch erzogen – konnten die drei Familien miteinander harmonieren⁴⁷. Es besuchten sich sowohl Dacheroeden und Niemeyer untereinander, wie auch Niemeyers Schwiegereltern Köpken aus Magdeburg ihren Weg nach Halle über Burgörner zu nehmen pflegten, um dort einen Besuch abzustatten.

44 Zu Freylinhausen jetzt grundlegend: Paul Matthias: *Johann Anastasius Freylinghausen als Theologe des hallischen Pietismus*, Halle 2014 (= Hallesche Forschungen, Bd. 36)

45 Die Bildungs- und Erziehungsanstalt der Franckeschen Stiftungen, ursprünglich für junge Adelige, dann allgemein für begabte und für das Studium geeignete Jugendliche, siehe auch Beitrag in diesen Abhandlungen auf S. 85-92.

46 Provinzial-Kirchenleitung .

47 In Dacheroedens Bibliothek befanden sich nahezu alle von Niemeyer zwischen 1777 und 1806 erschienenen Schriften.

Noch in den 20er Jahren erinnerte sich Karoline an die regelmäßigen alljährlichen Besuche von August Hermann Niemeyer in Burgörner: „*Er war immer kleinlich. Ich kenne ihn seit meiner frühesten Kindheit und kann´s nicht vergessen, wie beleidigt er einmal war, wie ich, ein ganz grünes Ding von zwölf oder dreizehn Jahren, begeistert von einem Gedicht Schillers sprach. Er kam alljährig zu uns nach Burgörner, und wir kamen auch wohl im Sommer einmal nach Halle.*“⁴⁸

6. Karl von La Roche

Carl Friedrich von Dacheroedens Sommerresidenz, das Schloss in Burgörner, war keine Abgeschiedenheit, sondern wie sein Wohnsitz in Erfurt eine vielbesuchter Ort, an dem nachhaltige Gastlichkeit gepflegt wurde. Gerade dadurch bezog Dacheroeden aktuelle Informationen und Nachrichten aus Gesellschaft und Wirtschaft, Politik und Kultur⁴⁹. Nicht zuletzt fanden sich die Beamten des von Friedrich Anton von Heynitz (1725-1802)⁵⁰ geleiteten Berg- Hütten- und Salinendepartements als Gäste in Burgörner ein; sowohl die der lokalen Dienststellen wie auch jene der Berliner Zentralverwaltung, wenn sie auf Inspektionsreise waren. Zu dem Personenkreis gehörten z. B. der Geheime Oberbergtrat Karl Christian Septimus von Veltheim (1755-1796), Direktor des Oberbergamtes Magdeburg mit Sitz in Rothenburg und später Halle⁵¹; der Geheime Finanzrat Carl Abraham Gerhard (1738-1821), der die Aufsicht über die Salzwerke

48 *Caroline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampf nebst einer Charakteristik beider und einem Anhang von Albrecht Stauffer*, Berlin 1904, S. 201.

49 Außerdem las Dacheroeden regelmäßig die damals bekannten „überregionalen Zeitschriften“ (z. B. „*Le Spectateur du Nord. Journal politique, littéraire et moral*“, Monatszeitschrift, gedruckt in Hamburg und in allen guten Buchhandlungen erhältlich) und besaß eine umfassende Bibliothek, die er fortwährend durch aktuelle Literatur ergänzte.

50 Dazu Weber, Wolfhard: *Friedrich Anton von Heynitz und die Reform des preußischen Berg- und Hüttenwesens*, in: *Persönlichkeiten im Umkreis Friedrichs des Großen*, hrsg. v. Johannes Kunisch, Köln und Wien 1988, S.135-152, S. 121-134; Schreibweise auch: Heinitz. Heynitz unterstand die von Carl Abraham Gerhard 1770 in Berlin eingerichtete Bergakademie. Die Führungspositionen vertraute er jungen Adeligen an, die er selbst ausgebildet hatte oder die er an der Bergakademie Freiberg studieren hieß. Ferner: Weber, Wolfhard: *Innovationen im frühindustriellen deutschen Bergbau und Hüttenwesen. Friedrich Anton von Heynitz*, Göttingen 1976, S. 168ff.188ff.; Steinecke, Otto: *Friedrich Anton von Heynitz. Ein Lebensbild zum hundertjährigen Todestage des Ministers von Heynitz nach Tagebuchblättern entworfen*, in: *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte* 15, 1902, S. 421ff.

51 Zu den mehrmals wechselnden Zuständigkeiten und Umstrukturierungen in der Verwaltung, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, vgl.: *Die preußische Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung 1763-1865. Der Bestand des Oberbergamtes Halle im Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt*, Bd. 1, bearb. v. Jens Heckl, Magdeburg 2001, S. 28-79.

Schönebeck und Halle, die Kohlenwerke zu Wettin, Löbejün und Dölau, die Salzschiifart und die Salzkasse führte⁵²; dessen Sohn, Kriegsrat Johann Carl Ludwig Gerhard (1768-1835)⁵³; der Oberbergrat Carl Friedrich Bückling (1750-1812)⁵⁴; der Assessor von La Roche.

Georg Karl Frank La Roche (1766-1839) hatte von 1784 bis 1789 die Bergschule in Berlin besucht, wurde 1789 Assessor und Betriebsleiter des Salzamtes Halle, 1792 Bergrat am Salzamt Schönebeck, schließlich Geheimer Oberbergrat in Berlin.

Sehr lange galt Karl von La Roche im Bekanntenkreis als zukünftiger Ehemann von Karoline von Dacheroeden, auf die sich auch andere direkte oder geheime Verehrer Hoffnungen machten. Von ihrer Erziehung sowie von ihrem Naturell her war Karoline alles andere als ein junges, williges Mädchen, das sich, mehr oder weniger der Konvention der Zeit anpassend, in das Schicksal ergab, das ihm irgendwann den für geeignet befundenen Ehemann zuführte.

Im Denken von Karl Friederich von Dacheroeden war allerdings für eine Ehe zwischen seiner Tochter und La Roche kein Platz, so aner kennenswert auch dessen Strebsamkeit und Tüchtigkeit sein mochten. La Roche schien zwar eine erfolgsversprechende Laufbahn in der preußischen Bergwerksverwaltung offen zu stehen, seine Mutter, Sophie von La Roche (1730-1807), war eine literarische Berühmtheit und Kusine des von Karl Friedrich von Dacheroeden geschätzten Dichters Christoph Martin Wieland (1733-1813).

Aber die Familie war von zweifelhaftem Adel und infolge von beruflichen Schicksalsschlägen des Vaters gänzlich unvermögend. Karl von La Roche genoss beim Minister Heynitz, der ihn auf Bitten der Mutter nach Berlin gerufen

52 Schwemann, August: *Freiherr von Heinitz als Chef des Salzdepartements*, in: *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte* 7, 1894, S. 121ff. bzw. 419ff. Gerhard, der auch für Innovationen zuständig war, befasste sich u. a. intensiv mit dem Salzpackwesen und führte den Transport in Tonnen sowie ein Tonnenpfand ein.

53 1810 Oberberghauptmann und Leiter des gesamten preußischen Berg- und Hüttenwesens. Während des Krieges 1813-1815 brachte er die Hüttenbetriebe in den Stand, dass sie das gesamte Material für das notwendige Kriegsgerät bereitstellen konnten und Einfuhren nicht erforderlich waren; vgl. *Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsbiographien* Bd. III, hrsg. v. Walter Serlo, Münster 1936, S. 60f.

54 Schwemann, August: A.a.O., S. 132ff. bzw. 430ff. Carl Friedrich Bückling wurde 1785 beauftragt, für den König-Friedrich-Schacht bei Hettstedt eine gebrauchsfähige Dampfmaschine für die Entwässerung zu konstruieren. Nach zwei Betriebsbesuchen in England, die im Grunde Betriebsespionage waren, hatte Bückling eine Maschine fertig gestellt. Deren Besichtigung diente bekanntlich Wilhelm von Humboldt und Karoline von Dacheroeden als Anlass für das erste Zusammentreffen. Bückling war seit 1785 Mitglied der Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften, wohl nicht zuletzt infolge Dacheroedens Interesse für Naturwissenschaft und Technik, zumal die Akademie sich insbesondere auf die Entwicklung von Naturwissenschaft und Technik verpflichtet hatte.

hatte, um ihn im Bergfach auszubilden⁵⁵, einen Freitisch, er war Stipendiat. Die Mutter bestritt den Lebensunterhalt durch ihre Schriftstellerei und durch finanzielle Hilfen, die ihr einzelne Freunde gewährten. Karl von La Roche hätte Karoline den vom Vater gewohnten Lebensstandard nicht im Entferntesten bieten können, und im Denken der Zeit war die standesgemäße Versorgung der Töchter ein nur zu berechtigtes Ziel von Eltern.

Am 4. Oktober 1789 hatte Karl von La Roche, der seit 1788 in dienstlichem Auftrag verschiedene auswärtige Salzwerke bereiste, von Schönebeck aus ein Schreiben an seinen Gönner, den Bergbau- und Hütten-Minister Friedrich Anton von Heynitz (1725-1802), gerichtet und darauf hingewiesen, dass ihm das Angebot vorliege, in kurkölnische Dienste zu treten. Er würde aber ebenso gern im preußischen Staatsdienst bleiben, wenn er dort die Möglichkeit des Weiterkommens hätte. Dazu würde er gern zunächst ein Studium in Chemie, Baukunst und bürgerlicher Mathematik aufnehmen. Der Minister ordnete La Roche zu dem gewünschten Studium ab.⁵⁶ Dieser Vorgang insbesondere lässt einen Blick auf den Ehrgeiz und die Berufsplanung von La Roche werfen, der sich durchaus nicht als Person verstand, die ihre Zeit lediglich dazu verwandte, den sogenannten Tugendbund zusammenzukitteln und sich auf eine Eheschließung mit Karoline von Humboldt Hoffnung zu machen. La Roche war nicht weniger fleißig als Wilhelm, vielmehr gerade angesichts der Mittellosigkeit seiner Familie sehr wohl auf Existenzversorgung bedacht. Im Gegensatz zu Wilhelm von Humboldt, dessen Familie vermögend, weithin geschätzt und gesellschaftlich anerkannt war, konnte La Roche in diesen Jahren allerdings überall nur als Bittsteller auftreten.

Karl von La Roche hat, nachdem ihm deutlich wurde, dass seinen Hoffnungen auf Karoline von Dacheroeden kein Erfolg beschieden war, offensichtlich einen schmerzlichen Ablösungsprozess durchmachen müssen. Bei Karoline dürfte schließlich das Bild, das sie sich von einem zukünftigen Ehepartner gemacht hatte, zur Entscheidung geführt haben: Schiller erwähnt in einem Brief eine von ihm an La Roche beobachtete „*gutmüthige Aengstlichkeit*“, eine liebevolle Rücksichtnahme. Karoline von Humboldt wollte aber keinen Lebensgefährten, der sie – nicht zuletzt auch wegen ihrer bisweilen angegriffenen Gesundheit – mit großer Besorgnis hütete und umsorgte, der sie förmlich auf Händen durchs Leben trug. Karoline, so war sie auch erzogen worden, wünschte einen Ehemann, der sie im gegenseitigen Einvernehmen ihre Eigenständigkeit selbst definieren ließ und der gerade dies an seiner Gattin als besonderen Wert zu schätzen wusste.

⁵⁵ Weber, Wolfhard: *Innovationen*, S. 195.

⁵⁶ GStA Salzdepartement Tit. XIV No. 35, Bl. 34 - 35.

Zwei Jahre später im Jahre 1792 heiratete Karl von La Roche die zwanzigjährige Friederike von Stein, Tochter von Charlotte Ernestine Albertine von Stein (1742-1827) auf Kochberg bei Rudolstadt, geb. von Schardt, verheiratet mit Oberstallmeister Gottlob Ernst Josias Friedrich von Stein (1735-1793), Hofdame bei der Herzogin Karoline Amalie von Gotha (1771-1848). Charlotte von Stein war auch Charlotte Schillers geb. von Lengefeld (1766-1826) mütterliche Freundin. Friederike von Stein, sanftmütig, ein wenig bekanntes Kind in einer geistig vor allem durch Goethe berühmt gemachten, aufgeschlossenen Hofgesellschaft, erwies sich als die harmonische Gattin, mit der Karl von La Roche ein seinen Vorstellungen entsprechendes Eheglück begründen konnte.

Wilhelm und Karoline gegenüber entstand kein Zorn, sondern Karl von La Roche fügte sich „gutmütig“ in die Rolle des treuen Freundes ein. Er besorgte für den Hausstand der Jungvermählten aus Halle grüne Leinwand für die Gardinen-Überzüge und eine Wedgwood-Teekanne mit Milchtopf und Spülnapf sowie einen Kessel mit Dreifuß und Spirituslampe.⁵⁷ Gut Burgörner besuchte er von seinen Dienstorten aus, so oft er konnte; die freundschaftliche Verbindung blieb über die Jahrzehnte hinaus ungebrochen erhalten. Im Jahre 1809 wurde Sohn Theodor in Berlin der Obhut der Familie La Roche anvertraut, „*in der alles, was Anlage zu Charakter in ihm ist, genährt und unterstützt wird*“⁵⁸, denn der Vater, Wilhelm, konnte sich wegen seiner dienstlichen Pflichten nicht um ihn kümmern, und die Mutter weilte noch in Rom.

Am 1. Mai 1821 schrieb Karoline nicht ganz ohne Verklärung der Jugendzeit an den Schriftsteller Alexander von Rennekampff (1783-1857): „*Der Tag ist mir still im Kreise meiner Kinder, Humboldts und der Larocheschen Familie, vergangen. ... [La Roche] war mein Freund, wie er 18, ich 14 Jahre alt war. Er war auch Humboldts Freund, mit dem er in einem Alter war, und meine erste Bekanntschaft mit Humboldt kam durch ihn. Er heiratete in eben der Zeit, in der ich heiratete. Seine Frau ist mir aber erst vor 7 Jahren bekannt worden Liebere, tüchtigere Menschen gibt es nicht. ... Mir ist es süß, mit ihm den Abend des Lebens zu erleben, mit dem mir der Morgen aufgegangen ist. ... [La Roches] schöne Physiognomie erklärt sein ganzes hohes, reines, ernstes Wesen. Es gibt eine Liebe, die gleichsam nur hereinschaut in dies Leben, aber aus dem Himmel hereinschaut. Das war, das ist die seine und so ohne alle Affektation, ohne allen Anspruch.*“⁵⁹

⁵⁷ Die Brautbriefe Wilhelms und Karolines von Humboldt, hrsg. v. Albert Leitzmann, Leipzig 1920, S. 42, Brief Karolines an Wilhelm vom 25. Mai 1791, S.444.446.

⁵⁸ Brief vom 4.12.1809: Briefe von Karoline von Humboldt an den Grafen Schlabrendorf, hrsg. von Hermann Wentzel, in: Im neuen Reich 40, 1878, S. 509.

⁵⁹ Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennekampff nebst einer Charakteristik beider und einem Anhang von Albrecht Stauffer, Berlin 1904, S. 137; bei den Altersangaben dürfte unscharfe Erinnerung vorliegen.

Historiographie oder Hagiographie? Über den Umgang mit dem Erbe der Brüder Humboldt

VON PETER J. BRENNER

*„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“
Goethe, Faust I*

Friedrich Nietzsche hat in der zweiten seiner *„Unzeitgemäßen Betrachtungen“* Überlegungen über den „Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“ angestellt. Er unterscheidet eine „monumentalische, eine antiquarische und eine kritische Art der Historie“. Die „monumentalische“ Betrachtung reduziert die Geschichte auf den „Höhenzug der Menschheit“, in ihr lebt nur „das Grosse“ weiter, das auf die Gegenwart gleichermaßen vorbildhaft wie lähmend wirken kann.¹ Die „antiquarische“ ist das Verfahren des Historismus, der zur Zeit Nietzsches in voller Blüte stand und der mit Ranke die berühmte Frage stellt, *„wie es eigentlich gewesen“* ist.² Diese Art der Geschichtsbetrachtung ist die Sache des „Bewahrenden und Verehrenden“, der *„mit Treue und Liebe dorthin zurückblickt, woher er kommt“*,³ der aber auch das Schauspiel einer *„blinden Sammelwuth, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen“* bietet. Die „kritische“ Art der Geschichtsbetrachtung schließlich löst sich von den Bindungen an die Vergangenheit. Der kritische Historiker muss, so sieht es Nietzsche, *„die Kraft haben und von Zeit zu Zeit anwenden, eine Vergangenheit zu zerbrechen und aufzulösen, um leben zu können: dies erreicht er dadurch, daß er sie vor Gericht zieht, peinlich inquiriert und endlich verurteilt: jede Vergangenheit aber ist wert, verurteilt zu werden“*.⁴

Diese zweite „Unzeitgemäße Betrachtung“ ist nicht ohne Grund berühmt geworden. Hinter Nietzsches Auseinanderfaltung von drei Arten der Geschichtsbetrachtung verbirgt sich die Frage, wie die jeweilige Gegenwart mit ihrer Vergangenheit umgeht und auf welche Weise sie Nutzen aus ihr zu ziehen versucht. Es war Nietzsches bahnbrechende und weitreichende Einsicht, dass jede Gegenwart sich ihre Vergangenheit neu aneignen muss. Im Gefolge dieser Einsicht hat

1 Friedrich Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*, in: Ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, hg. v. Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 1, München/Berlin/New York: dtv/de Gruyter 1980, S. 258f.

2 Leopold Ranke, *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535*, Bd. 1, Berlin: Reimer 1824, S. vi.

3 Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie*, S. 265

4 Ebd., S. 268f.

die Geschichtswissenschaft lernen müssen – und sie hat es gelernt –, dass es ihr nicht gelingen kann, ein abschließendes Bild der Vergangenheit zu zeichnen. Jede Epoche muss sich die ihr gemäße Vergangenheit erarbeiten, und dabei rücken die Sachverhalte der Vergangenheit und die Perspektiven der Gegenwart bis zur Ununterscheidbarkeit ineinander – „*Horizontverschmelzung*“ hat Hans-Georg Gadamer diesen Vorgang genannt.⁵

Aus dieser Herausforderung ergibt sich die Frage, wie heute, zu Beginn des dritten Jahrtausends, eine fruchtbare Aneignung des Erbes der Brüder Humboldt aussehen könnte. Und das ist nun wirklich eine Frage, die einer vor fünfzig Jahren gegründeten Humboldt-Gesellschaft nicht ganz gleichgültig sein sollte. Leicht ist sie nicht zu beantworten. Denn der Platz, den die „*Brüder Humboldt*“ im „*historischen Gedächtnis der Deutschen*“ einnehmen, ist schwer zu bestimmen.⁶

Die Wirkungsgeschichte der Brüder in Deutschland ist unterschiedlich verlaufen, von starken Brüchen geprägt und insgesamt diffus geblieben: „*Im historischen Gedächtnis der Deutschen ist Wilhelm von Humboldt, der schwierige Individualist aus der geistigen Umwelt des Neuhumanismus, der Weimarer Klassik und des deutschen Idealismus als Zentralgestalt der preußischen und deutschen Bildungsreform im frühen 19. Jahrhundert lebendig. Seine kurze Amtszeit als Leiter des preußischen Erziehungs- und Bildungswesens war zweifellos eine der wichtigsten und folgenreichsten in der deutschen Bildungsgeschichte.*“⁷

Die Wirkungsgeschichte dieser kurzen Amtsperiode reicht bis ins 21. Jahrhundert hinein; und es sieht so aus, als würde dem Bildungstheoretiker Humboldt seit einiger Zeit wieder mehr Beachtung geschenkt, auch wenn von einer Renaissance des „Humboldtschen Bildungsideals“ gewiss keine Rede sein kann. Es kommt aber wohl nicht von ungefähr, dass 2011 wieder eine große Biographie Wilhelm von Humboldts erschienen ist. Ihr Verfasser, Lothar Gall, entwirft aus der Perspektive des 21. Jahrhunderts ein Bild des preußischen „Weltbürgers“ Humboldts, das noch einmal an seine politischen und theoretischen Leistungen, vor allem als Bildungsphilosoph und Sprachtheoretiker, erinnert, aber auch seine Grenzen deutlich macht.⁸

Heute kommt vor allem der Bildungstheoretiker und -praktiker Wilhelm von Humboldt wieder ins Blickfeld. Die Fruchtlosigkeit einer Bildungsdiskussion

5 Vgl. Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode, Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen: Mohr, 3., erw. Aufl. 1972, S. 289f.; vgl. dazu Peter J. Brenner, *Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Grundlagen literaturwissenschaftlicher Arbeit*, Tübingen: Niemeyer 1998 (Konzepte der Sprach und Literaturwissenschaft 58), S. 62-64; S. 103f.

6 Rudolf Vierhaus, *Die Brüder Humboldt*, in: *Deutsche Erinnerungsorte*, hg. v. Étienne François/Hagen Schulze. München: Beck, 2., durchges. Aufl. 2003, S. 9-25; hier S. 10.

7 Ebd., S. 24.

8 Lothar Gall, *Wilhelm von Humboldt. Ein Preuße von Welt*, Berlin: Propyläen 2011.

und Bildungspolitik, die eineinhalb Jahrzehnte lang hat glauben machen wollen, man könne die Qualität und am Ende auch die Ziele von Bildung mit Computern ausrechnen lassen, hat erkennbar zur Ernüchterung geführt, sodass die Besinnung auf die genuine Tradition des deutschen Bildungswesens zusehends mehr an Bedeutung zu gewinnen scheint – einer geschichtsvergessenen und zukunftsbesessenen Gesellschaft wird der Sinn von Odo Marquards Einsicht langsam wieder etwas deutlicher: „*Zukunft braucht Herkunft*.“⁹

Franz-Michael Konrad bescheinigt in seiner kleinen Monographie dem Bildungsreformer Humboldt, dass sein Bildungsentwurf „*als Maßstab und Idee weit über die preußische Reformzeit lebendig*“ geblieben sei und dass man seine Spuren bis in die aktuellste Bildungsdiskussion hinein verfolgen könne.¹⁰ In seiner vielbeachteten „*Philosophie einer humanen Bildung*“ bezieht sich schließlich Julian Nida-Rümelin neben vielen anderen Gewährsleuten selbstverständlich auch auf Wilhelm von Humboldt als den Verfechter „*allgemeiner Bildung für alle Volksschichten*“.¹¹ Man wird abwarten müssen, was daraus wird. Aber vergessen ist der Bildungstheoretiker Humboldt nicht, und es sollte nicht die Chance vertan werden zu prüfen, was von seinem Programm lebendig erhalten werden kann. Das aber wird einer „monumentalistischen“ Geschichtsschreibung nicht gelingen. Dazu bedarf es einer „kritischen“, einer prüfenden und wägenden Betrachtung.

Anders sieht es bei Alexander von Humboldt aus. Im kulturellen Gedächtnis der Deutschen ist er kaum präsent, obwohl er an einem entscheidenden Wendepunkt in der Entwicklung der europäischen Wissenschaften stand und selbst einen wichtigen Beitrag zu dieser Entwicklung geleistet hat.¹² Als geistig-kulturelle Einheit wurden die Brüder, ganz anders etwa als die „Brüder Grimm“, in Deutschland nie wahrgenommen. Das blieb dem Ausland überlassen. Alexander von Humboldt genießt hohes Ansehen in den lateinamerikanischen Ländern, und im Frühjahr 2014 wurde im Observatoire de Paris eine Ausstellung „*Les Frères Humboldt – L'Europe de l'Esprit*“ gezeigt, welche die beiden preußischen Brüder als Repräsen-

9 Odo Marquard, *Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Betrachtungen über Modernität und Menschlichkeit*, in: ders., *Philosophie des Stattdessen. Studien*, Stuttgart: Reclam 2009, S. 66-78.

10 Franz-Michael Konrad, *Wilhelm von Humboldt*, Stuttgart: Haupt/UTB 2010, S. 45; S. 102.

11 Julian Nida-Rümelin, *Philosophie einer humanen Bildung*, Hamburg: edition Körber Stiftung 2013, S. 190.

12 Vgl. Peter J. Brenner, *Gefühl und Sachlichkeit. Humboldts Reisewerk zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie*, in: Archiv für Kulturgeschichte 73 (1991) H. 1, S. 135-168; hier S. 137f. – Bei diesem Aufsatz handelt es sich um ein separat gedrucktes Kapitel meiner Regensburger Habilitationsschrift von 1986: Peter J. Brenner, *Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts*, Tübingen: Niemeyer 1991 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 35).

tanten eines europäischen Geistes vorstellte, der sich in den Jahrzehnten um 1800 in seiner leuchtendsten Form manifestierte.¹³ Es ist schwer vorstellbar, dass eine solche späte Würdigung auch in Deutschland stattfinden oder gar breitere Resonanz finden könnte. Umso wichtiger sollte es einer Humboldt-Gesellschaft sein, sich dieses Erbes der beiden Brüder zu vergewissern und sich die Frage zu stellen, wie sie es auch im 21. Jahrhundert lebendig halten kann.

„Das wort sie sollen lassen stan“

Martin Luther, *EJn fest burg ist unser Gott*

Erneuten Anlass zu einer solchen kritischen Betrachtung bieten die Ausführungen, die Peter Klein in Band 32 der „Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft“ vom Frühjahr 2014 unter dem etwas ungelungenen Titel „*Clemens Menze über Wilhelm von Humboldts Grundaxiom und System der Anthropologie der Bildung*“ vorgelegt hat.¹⁴ Klein nutzt die Erinnerung an Clemens Menzes zehnten Todestag, um seine eigenen Auffassungen zu Wilhelm von Humboldt und in eins damit auch seine Sicht der Welt darzulegen. Der Aufsatz bietet eine schwer zu durchdringende Mischung verschiedener Gattungen: Im Kern besteht er aus sehr umfangreichen Zitatketten aus verschiedenen Humboldt-Arbeiten Clemens Menzes. Daneben ist er, in seinem Gedenken an Clemens Menze, elegischer Nekrolog; er bietet Erinnerungen an die eigene Studentenzeit des Verfassers, er ist weiterhin Polemik, vor allem gegen Humboldt-Interpreten nach Menze; und am Schluss mutiert er zu einer Gegenwarts- und Demokratieschelte, die zwar dunkel bleibt, aber bei genauerem Hinsehen bedenkliche Züge aufweist.

Das alles kann und soll hier nicht im Einzelnen aufgeschlüsselt werden. Der Aufsatz provoziert aber doch erneut die Frage, wie man heute, zumal in einer „Humboldt-Gesellschaft“, mit dem Erbe Wilhelm und Alexander von Humboldts umgehen kann. In seinen Ausführungen geht sein Verfasser – etwas unvermittelt – auch auf meinen Aufsatz über „*Bildung – Schule – Wirklichkeit. Das vergessene Erbe der Brüder Humboldt*“ ein, der im Herbst 2013 in Band 30 der „Abhandlungen“ erschienen ist.¹⁵ So sehr es mich ehrt, auf diese Weise in einem

¹³ Vgl. den Ausstellungskatalog *Les frères Humboldt, l'Europe de l'Esprit*, hg. v. Bénédicte Savoy/ David Blankenstein, Paris: PSL/Monza 2014.

¹⁴ Peter Klein, *Clemens Menze über Wilhelm von Humboldts Grundaxiom und System der Anthropologie der Bildung*, in: *Wissenschaft, Kunst und Bildung – Technik, Literatur und Schule*. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V., Bd. 32, Roßdorf: TZ-Verlag 2014, S. 55-80.

¹⁵ Peter J. Brenner, *Bildung – Schule – Wirklichkeit. Das vergessene Erbe der Brüder Humboldt*, in: *Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.* Bd. 30, Roßdorf: TZ-Verlag 2013, S. 49-83.

Atemzug mit Clemens Menze, meinem vormaligen Kollegen an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln und einem der bedeutendsten Humboldt-Forscher, genannt zu werden, so wenig ist mir klar, wie ich zu dieser unverdienten Ehre gekommen bin.

Unverkennbar ist, dass Klein mit meinem Aufsatz nicht recht zufrieden zu sein scheint. Das bietet mir die Gelegenheit, die Ausführungen meines Humboldt-Beitrags in ihren Kernpunkten schärfer zu konturieren, auch wenn mir nicht ganz klar geworden ist, worauf Klein eigentlich hinauswill.

Das Humboldt-Bild Kleins ist unschwer zu erkennen als Ergebnis jener „monumentalischen“ Geschichtsschreibung, von der Nietzsche in seiner „*Unzeitgemäßen Betrachtung*“ spricht und deren Problematik in den Ausführungen Kleins überdeutlich sichtbar wird: „*Die monumentalische Historie ist das Maskenkleid, in dem sich ihr Hass gegen die Mächtigen und Grossen ihrer Zeit für gesättigte Bewunderung der Mächtigen und Großen vergangener Zeiten ausgibt, in welchem verkappt sie den eigentlichen Sinn jener historischen Betrachtungsart in den entgegengesetzten umkehren; ob sie es deutlich wissen oder nicht, sie handeln jedenfalls so, als ob ihr Wahlspruch wäre: lasst die Todten die Lebendigen begraben.*“¹⁶

Offensichtlich liest Klein aus meinen Ausführungen eine Fundamentalkritik nicht nur an Humboldts Bildungskonzeption, sondern an der Person Wilhelm von Humboldts und in eins damit auch an Clemens Menze heraus. Weder von dem einen noch von dem anderen handelt aber mein kleiner Beitrag, und in diesem Sinn lässt er sich auch nur missverstehen, wenn man mit meinem Text sehr leichtfertig umgeht

Dafür bietet Kleins Aufsatz reichlich Belege. Er verzichtet auf eine argumentierende und reflektierende Auseinandersetzung mit meinen Überlegungen, bietet statt dessen eine „*Kollage von Zitaten*“,¹⁷ von der er sich wohl erhofft, dass aus ihr unmittelbar die Unsinnigkeit meiner Überlegungen hervorgehen möge. Am Anfang steht ein dröhnender Paukenschlag: Brenner spricht von „*mangelnder Qualität*“ von Humboldts Bildungstheorie. Im Text steht es anders: Ich spreche, in einem spezifischen Argumentationskontext, von der „*mangelnden Originalität*“ der Bildungstheorie Humboldts.¹⁸ Nun besteht zwischen „*Qualität*“ und „*Originalität*“ zweifellos ein signifikanter Unterschied. Humboldts Theorie „*mangelnde Qualität*“ vorzuwerfen, wäre in der Tat eine unangebrachte Anmaßung des Nachgeborenen. Von „*mangelnder Originalität*“ zu sprechen, ist hingegen ein nüchterner und leicht belegbarer Befund, in dem sich die Humboldtforchung weitgehend einig ist.

16 Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie*, S. 264

17 Dieses wie die folgenden Zitate finden sich in der „*Kollage*“ bei Klein, *Clemens Menze*, S. 59.

18 Peter J. Brenner, *Bildung – Schule – Wirklichkeit. Das vergessene Erbe der Brüder Humboldt*, wie Anm. 15, hier S. 51.

Und so geht es weiter. Die „Kollage von Zitaten“, die Klein aus meinem Aufsatz zusammenstellt, ist geleitet von einer Hermeneutik des Ressentiments, und was nicht in diese Vorgabe passt, wird passend gemacht: Wenn ich feststelle, dass Humboldt seine Bildungsidee nicht „programmatisch“, sondern „pragmatisch“ entwickelt habe, fügt Klein freihändig – diesmal immerhin in eckigen Klammern – das Adverb „bloß“ ein und verkehrt damit die Wertung meiner Aussage in ihr Gegenteil; wenn ich darauf verweise, dass in der Wirkungsgeschichte von Humboldts Bildungstheorie ihm gelegentlich „Überspanntheiten“ vorgeworfen wurden, zitiert Klein das Wort so, als sei es mein Urteil über Humboldt; wenn ich von der „Innerlichkeit“ bei Humboldt spreche, fügt der Kollege willkürlich das Wort „realitätsfern“ in das Zitat ein; wenn ich von der „Abwehr des Nützlichkeitsgedanken“ spreche, macht der Kollege daraus eine „Abwehr des Nützlichen“.

Kurz: In der Summe praktiziert der Aufsatz eine merkwürdige, und philologisch ziemlich unanständige, Technik der Insinuation, der halben und verfälschten Zitate, die mal mit, mal ohne Quellenangabe dargeboten werden, des dunklen Raunens, das an die Stelle des präzisen Arguments tritt.

Das sind keine „Flüchtigkeitsfehler“, die man in der wissenschaftlichen Diskussion neuerdings mit großer Nachsicht bedenkt; das sind handfeste Verfälschungen und Verzerrungen meines Textes. Was Clemens Menze wohl dazu gesagt hätte?

Kleins Philippika richtet sich nicht gegen mich allein. Auch Peter Berglar mit seiner kleinen Rowohlt-Monographie von 1970 wird ins Visier genommen, und auch hier wird nicht klar, was er denn falsch gemacht haben soll. Wahrscheinlich nimmt Klein Berglar Äußerungen übel wie diese, dass Humboldt „*sich an Tiefe nicht mit Goethe, an Dynamik nicht mit Schiller und an Schöpferkraft mit beiden nicht messen konnte*“; oder auch an der Feststellung, dass Humboldt „*als Historiker merkwürdig wenig tief in die tatsächlichen geschichtlichen Zusammenhänge*“ eindrang.¹⁹

„*Derlei Ausdeutungen schien nun Menze ein rigoroses Ende bereitet zu haben*“.²⁰ Welche „Ausdeutungen“ damit gemeint sein könnten, weiß man nicht so recht; aber offensichtlich handelt es sich um solche, in denen Humboldt „*kritisiert und abgewertet*“ wird.²¹ Eine besondere Rolle scheint Eduard Spranger zu spielen, von dem sich Menze „*bewusst und klar erkennbar*“ abgesetzt habe, indem er seine beiden eigenen Monographien „*Sprangers ‚klassischen Studien‘*“

19 Peter Berglar, *Wilhelm von Humboldt mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek: Rowohlt 1991 (zuerst 1970), S. 42; S. 74f.

20 Klein, *Clemens Menze*, S. 60.

21 Ebd., S. 57.

entgegengesetzt hat“.²² Das stimmt nun sicher nicht. Gewiss, Menze wählt für seine beiden Monographien die gleichen Themenkomplexe wie Spranger, aber er setzt sich in beiden Studien kaum mit Spranger auseinander; und wo er es tut – so im einleitenden Überblick der ersten Monographie über die Humboldtfor- schung – finden sich durchaus wohlwollende und jedenfalls differenzierte Über- legungen und keineswegs „rigorose“ Zurückweisungen.²³

Menzes Werk spricht für sich selbst; postume Unterstützung hat es sicher nicht nötig.²⁴

**„ich bin kein ausgeklügeltes Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“**
Conrad Ferdinand Meyer, *Huttens letzte Tage*

Ein „rigoroses Ende bereitet“ hat Menze allerdings jenem Typus der Hum- boldt-Hagiographie, der in Kleins Darlegungen ihre Wiederauferstehung feiert, nachdem er eigentlich schon im 19. Jahrhundert beerdigt wurde. Der Kern von Kleins Deutungsbemühen ist geprägt durch den Versuch, eine klassizistisch ge- glättete Hochglanz-Version von Leben und Werk Wilhelm von Humboldts zu konstruieren. Klein hat seine eigene Vorstellung davon, wie man sich Humboldt nähern müsse: Der Umgang des Wissenschaftlers mit Humboldt müsse so sein, wie „*es ein Großer der Geschichte, mit dem zu beschäftigen sich überhaupt lohnt, wohl verlangen kann*“. Es käme darauf an, dass der Deuter die Facetten seines Werks und seiner Person „*ernst nimmt, als in sich stimmig, wohl gar not- wendig aufweist, sie zurückführt auf ihren personalen Ursprung und sie auf ei- ner höheren Ebene wieder zusammenführt zu einer neuen Einheit, die dann al- lenfalls durch ihren besonderen Rang auch ihre historische Bedeutung gewinnt*“ – was immer das heißen mag²⁵

22 Klein, *Clemens Menze*, S. 60.

23 Clemens Menze, *Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen*, Ratingen: Henn 1965 (zugl. Habilitationsschrift Köln 1963), S. 11f. So schon in der frühen Arbeit Clemens Menze, *Per- sönlichkeit und Werk Wilhelm von Humboldts*, in: *Wilhelm von Humboldt, Bildung und Sprache*, hg. v. Clemens Menze, 5., durchges. Aufl., Paderborn: Schöningh 1997 (zuerst 1959), S. 142-150; hier S. 148; ebenso wie Menze sich in dieser Edition dankbar auf die Vorarbeiten Sprangers bezieht, vgl. etwa S. 140f.

24 Es ist schwer zu sagen, worauf Klein seinen Anspruch gründen mag, das Erbe Humboldts und Menzes in dieser Weise zu verwalten. An der wissenschaftlichen Diskussion in seinem Fach hat Klein seit seiner Kölner Dissertation „*Umweltbindung und Welttdistanz*“ von 1975 nicht mehr in erkennbarer Weise teilgenommen; und in der Festschrift zum 60. Geburtstag Clemens Menzes „*Hu- manität und Bildung*“, die 1988 von Johannes Schurr herausgegeben wurde, findet sich auch kein Beitrag aus seiner Feder.

25 Klein, *Clemens Menze*, S. 60.

Diese Art, sich den „Großen der Geschichte“ – zu denen man durchaus die Brüder Humboldt zählen sollte – auf den Knien seines Herzens statt mit der Kraft des eigenen Verstandes zu nähern, hat Nietzsche mit seiner „monumentalen“ Geschichtsschreibung treffend charakterisiert: „*wenn man ein halb begriffenes Moment irgend einer grossen Vergangenheit götzendienerisch und mit rechter Beflissenheit umtanzt*“.²⁶ Das ist das Biographie-Modell des 19. Jahrhunderts; ein Muster, dem der erste Biograph Wilhelm von Humboldts, Rudolf Haym, sich verpflichtet weiß. Haym folgt dem zeittypischen Prinzip, eine „Lebensharmonie“ zu konstruieren, deren Ausfaltung und Erfüllung das „schöpferische Moment“ sei.²⁷ Ein solcher Deutungsansatz bringt konsequent das hervor, was von vornherein in ihm angelegt ist: „*So rundet sich sein ganzes Sein zu vollendeter Harmonie*“, heißt es bei Haym über Humboldt.²⁸ So hätte Klein wohl auch gerne seinen Humboldt. Im Kern fordert er, ganz aus dem Geist des 19. Jahrhunderts, die „*Identität von Werk und Person*“.²⁹ Das ist eine dieser Formeln, die der eine vom anderen abschreibt, ohne sich Rechenschaft über ihren Sinn abzulegen. Denn was soll das heißen – „Identität von Werk und Person“? Ein Mensch ist ein Mensch und ein Buch ist ein Buch; und beides wird man schwerlich zu einer „Identität“ zusammenschmelzen können.

Aber dagegen hat schon Clemens Menze Einspruch erhoben: Er wendet sich gerade gegen das von Haym und seinen Nachfolgern entworfene harmonistisch geglättete Humboldt-Bild.³⁰ Dagegen verweist er auf das „*Zerfahrene und Zwie-spältige, das quälend Zerrissene und Maßlose*“, das eben auch zum Charakterbild Wilhelm vom Humboldts gehört habe.³¹

Dagegen das harmonistische Humboldt-Bild des 19. Jahrhunderts wieder aufpolieren zu wollen, muss im 21. Jahrhundert fast zwangsläufig zu unfreiwilliger Komik führen. Ein kleines Kapitel in dem Aufsatz ist, Menze folgend, auch dem „Unterschied der Geschlechter“ gewidmet. Hier heißt es, dass Humboldt in dem „*historischen Prozess*“ der Entstehung einer „*stabilisierten intimen Geschlechtsgemeinschaft*“ das „*glückliche Schicksal zuteil wurde, vielfache nachdrücklich beglückende Erfahrungen sammeln zu können*“ die Gelegenheit gehabt habe.³²

26 Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie*, S. 263.

27 Helmut Scheuer, *Biographie. Studien zu Funktion und Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Stuttgart: Metzler 1979, S. 93.

28 Rudolf Haym, *Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik*, Berlin: Gaertner 1856, S. 629.

29 Klein, *Clemens Menze*, S. 60

30 Clemens Menze, *Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen*, S. 11f.

31 Ebd., S. 11.

32 Klein, *Clemens Menze*, S. 65. – Clemens Menze hat, bei aller zeittypischen Zurückhaltung, doch eine etwas nüchternere Beziehung zur historischen Wirklichkeit und rückt die Neigung der früheren Humboldt-Biographik zur Idealisierung von Humboldts Ehe in ein etwas realistischeres Licht; vgl. Menze, *Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen*, S. 281.

Auch der nur oberflächliche Kenner von Humboldts Biographie wird diese Charakterisierung nicht ohne Kopfschütteln lesen. Humboldt hat in seinen Tagebuchaufzeichnungen bekanntlich recht freimütig über seine erotischen Vorlieben gesprochen. Im Juli 1789 schreibt er zum Beispiel in seinem „*Tagebuch der Reise nach Paris und der Schweiz*“: „*Wie sich zuerst meine Seele mit weibern beschäftigte, dachte sie sich immer Sklavinnen, durch allerlei arbeit gedrückt, tausend martern gepeinigt, auf die verächtlichste weise behandelt. Noch jetzt hab' ich sinn für solche ideen. Noch jetzt kann ich wie ehemals mir romane denken, die dieses Inhalts sind.*“³³ Gewiss kann man solche Phantasien als Ausdruck „*nachdrücklich beglückender Erfahrungen*“ deuten, aber das setzt sicher eine sehr eigene Vorstellung von „Glück“ voraus.

Wie das Leben, so das Werk – auch das gehörte zu den Prämissen der klassizistischen Biographik des 19. Jahrhunderts, die Klein wieder aufleben lassen und der Humboldt-Gesellschaft als Modell andienen will. Denn zu den Sakrilegien der Humboldt-Forscher gehört auch die Feststellung, dass Humboldt keine konsistente Theorie der Bildung entworfen habe und sein Werk insgesamt fragmentarisch geblieben sei. Auch dagegen verwahrt sich Klein mit allerlei sprachlichen Windungen und Wendungen: „*wenn nur nicht jene ‚Notiz‘, von Spranger ‚Theorie der Bildung des Menschen‘ betitelt, genau diese vermisste Theorie enthielte, konzeptionell auf zwei präzise Seiten verdichtet und in späteren Arbeiten ausgeführt, ergänzt und zum System ‚weiterverfolgt‘*“.³⁴ Im vielfältigen, fragmentarischen, offenkundig unsystematischen schriftstellerischen Lebenswerk Wilhelm von Humboldts „*einen geradezu unheimlich bezwingenden Systemzusammenhang*“ erkennen zu wollen,³⁵ ist schon eine kühne Deutung.

Der Begriff „System“ ist nicht gesetzlich geschützt; so kann man auch in der wissenschaftlichen Diskussion als „System“ bezeichnen, was immer man will. Angesichts der tatsächlichen Quellenlage wird man aber doch zögern, in den wenigen und verstreuten Notizen Humboldts zur Bildungstheorie, deren Entstehung über zwei Jahrzehnte gestreut ist, die zum großen Teil zu Wilhelm von

33 Wilhelm von Humboldt, *Tagebücher*, Bd. 1: 1788-1798, hg. v. Albert Leitzmann [Gesammelte Schriften, hg. v. der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 14, 3. Abt.] Berlin: Behr's 1916, S. 79. – Der Meinecke-Schüler Siegfried Kähler hat solche Tagebucheinträge bekanntlich zur Grundlage seiner sehr kritischen Deutung von Humboldts Persönlichkeit genutzt; vgl. Siegfried A. Kähler, *Wilhelm v. Humboldt und der Staat. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1963 (zuerst 1927), S. 61-63 und passim das Kapitel „*Die Erotik im Erleben und der Weltansicht Humboldts*“, S. 59-106; vgl. auch Gall, *Wilhelm von Humboldt*, S. 51.

34 Klein, *Clemens Menze*, S. 59.

35 Ebd., S. 63.

Humboldts Lebzeiten unveröffentlichte Fragmente oder Verwaltungsschriften geblieben sind, ein „System“ zu erkennen.

Noch kühner erscheint diese Behauptung im historischen Kontext: Humboldt schrieb seine Bildungsfragmente um 1800, in der Blütezeit des deutschen Idealismus, die auch eine Blütezeit der philosophischen „Systeme“ war. Wer wissen will, was in dieser Zeit „System“ bedeutete, muss die drei „Kritiken“ Kants mit ihren 2000 Druckseiten in die Hand nehmen, Fichtes „*Wissenschaftslehre*“, Schellings „*System des transcendentalen Idealismus*“ oder den krönenden Abschluss, Hegels „*Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften*“ von 1817.

Nein, wenn Wörter einen Sinn haben, ist Humboldts Bildungsdenken kein „System“, und vor Klein hat das auch noch niemand behauptet – im Gegenteil: „*Unter den großen spekulativen Systemen und in der schriftstellerischen Vehemenz seiner Zeit stehen sein behutsames Abwägen, sein gravitatischer Stil, seine mehr auf Nuancen als auf Systematik bedachte Gedankenführung fast allein.*“³⁶

Wenn dagegen Klein so vehement auf der „Einheit“ und „Systematik“ von Humboldts Denken beharrt, so hätte er sich auch von Clemens Menze eines Besseren belehren lassen können: „*Doch findet Humboldts Bildungsphilosophie keine geschlossene systematische Darstellung etwa in der Art der Kritiken Kants. Überhaupt kennzeichnen mehr das Unfertige und Fragmentarische sein Gesamtwerk als das voll Ausgeführte, in sich Abgerundete und Abgeschlossene.*“³⁷ Menze stellt später in seiner ersten Humboldt-Monographie zwar eine „große Einheit“ im Werk Humboldts fest, aber er konstruiert keine Einheit in der Sache, sondern eine „Einheit der Methode“ und eine „Einheit des Themas“ – und dieses Thema ist, so sieht es Menze, der „Mensch“.³⁸ In seinen beiden großen Humboldt-Studien und den zahlreichen ergänzenden und variierenden Aufsätzen über die Jahrzehnte hinweg arbeitet Menze dieses Forschungsprogramm dann mit höchster Sachkenntnis, philologisch sauber und mit langem Atem ab.

Aber was verschlägt es, dass man Humboldts Äußerungen zur Bildungstheorie nach allen Regeln der menschlichen Sprachkunst nicht als „System“ bezeichnen sollte? Nimmt man ihnen damit irgendetwas von ihrer Bedeutung? Tut man der Leistung Humboldts Unrecht? Doch wohl eher nicht – im Gegenteil:

36 Andreas Flitner/Klaus Giel, Nachwort der Herausgeber, in: *Wilhelm von Humboldt, Werke in fünf Bänden*, Darmstadt: Wiss. Buchgesell., 3. Aufl. 1980, Bd 1, S. 609-611; hier S. 609.

37 Clemens Menze, *Persönlichkeit und Werk Wilhelm von Humboldts*, in: *Wilhelm von Humboldt, Bildung und Sprache*, hg. v. Clemens Menze, 5., durchges. Aufl., Paderborn: Schöningh 1997 (zuerst 1959), S. 142-150; hier S. 142.

38 Menze, *Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen*, S. 33.

Man kann auch die These vertreten, und das tue ich, dass die Fruchtbarkeit von Humboldts bildungstheoretischen Denkansätzen sich gerade daraus ergab, dass sie sich nicht zu einem „System“ zusammengefügt haben. Die Zeit um 1800 war in Deutschland eben nicht nur die Zeit der großen idealistischen „Systeme“, sondern auch die Zeit des Aufbegehrens gegen sie. Im Umkreis der Romantik entstanden neue, experimentierende, fragmentarische Denkformen, die sich aus der Umklammerung des rationalistischen Systemzwangs lösten und ihre eigenen Erkenntniswege suchten.³⁹

Clemens Menze jedenfalls hat der Auffassung, man müsse im Leben und Werk Humboldts eine Einheit und ein System erkennen oder herausdeuten, ein „rigoroses Ende bereitet“. Diesen Gedanken führt er konsequent zu Ende. Er mündet in der Feststellung, dass Humboldt mit seinem Programm des sich allseitig und „*proportionirlich*“ bildenden Menschen gescheitert sei. Seine Studie über Humboldts „*Bild vom Menschen*“ schließt er mit einem ernüchterten Befund: „*Was bedeuten nun diese Ausführungen und Ansichten des späten Humboldt für sein Menschenbild? An die Stelle des nach Harmonie strebenden, sich aus sich entfaltenden Menschen tritt ein widerspruchsvoller Mensch, der nicht aus dem Vollgefühl seiner Kraft lebt, sondern von der Schwelle des Grabes her menschliches Leben bedenkt. In der Auseinandersetzung mit den großen, ihn bestimmenden Mächten vermag er nicht zu siegen. Sein Streben muß sich der Macht des anderen beugen. [...] Der wirkliche Mensch in seinem Widerspruch tut sich ihm auf. Das Harmonisch-Optimistische seines Menschenbildes liegt zerstört*“.⁴⁰

Clemens Menze betrachtet, wie es sich gehört, seinen Gegenstand mit der kritischen Distanz des Forschers, der ausspricht, was seine Forschungen nun einmal ergeben haben. Die Vorstellungen Kleins hingegen zum Umgang mit dem Erbe und der Person Wilhelm von Humboldts lassen sich in den Rahmen moderner Geschichtsschreibung schwer einfügen. Sie entsprechen weder den Grundlagen der Historiographie noch werden sie dem Diskussionsstand der Humboldt-Forschung gerecht. Klein betreibt weniger Historiographie als Hagiographie; er zielt nicht auf die kritische Vergegenwärtigung der Vergangenheit, sondern auf kultische Verehrung. Damit erweist er der Sache Humboldts und der Humboldt-Gesellschaft einen schlechten Dienst.

39 Die Frage stellt sich in ähnlicher Weise bei Humboldts Zeitgenossen Carl von Clausewitz, vgl. Peter J. Brenner, *Carl von Clausewitz: „Vom Kriege“*. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Nachauflklärung, in: *GEISTESwissenschaft – IdeenGESCHICHTE. Festschrift für Helmut Reinalter zum 70. Geburtstag*, hg. v. Josef Wallmannsberger, Frankfurt a.M.: Lang 2013, S. 89-114; hier bes. 107-109.

40 Menze, *Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen*, S. 279.

**„Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
doch hart im Raume stoßen sich die Sachen“**

Schiller, *Wallensteins Tod*

Recht missmutig hat Klein auch meinen Vorschlag aufgenommen – er bildete den Kern meines Aufsatzes –, man möge in Humboldts praktischer Tätigkeit als preußischer Bildungsverwalter eine Leistung eigenen Rechts sehen, die sich vor dem programmatischen Entwurf eines „Bildungsideals“ nicht verstecken müsse. Klein hingegen scheint der alten Vorstellung treu bleiben zu wollen, dass Ideen wichtiger seien als die Wirklichkeit.

Dennoch will ich daran festhalten, dass es eine der großen Leistungen Wilhelm von Humboldts war, die Herausforderungen seines Amtes als Sektionschef ernsthaft angenommen zu haben, auch wenn er dabei, wie jeder andere, die Erfahrung machen musste, dass die Ideen Schaden erleiden, wenn sie mit der Wirklichkeit zusammentreffen – „*leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen*“. Helmut Schelsky untersucht in seiner 1963 erschienenen großen Studie über „*Einsamkeit und Freiheit*“, so der Untertitel, „*Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*.“ Er stellt die Frage, wie aus Ideen institutionelle Wirklichkeit geworden ist.⁴¹ Genau das war, inspiriert von Schelsky, der Frageansatz meiner eigenen Überlegungen zum Thema „*Bildung – Schule – Wirklichkeit*“. Der Titel hätte eigentlich schon verraten sollen, warum es geht und worum es nicht geht.

Allein stehe ich mit dieser Auffassung, dass man den in Alltagsgeschäften handelnden Bildungsadministrator Wilhelm von Humboldt ernst nehmen solle, durchaus nicht. Humboldt hat im zeitlichen Umfeld seines Amtsantritts die Leitlinie für diese Interpretation gegeben. In seiner kurzen Einführungsrede an der Berliner Akademie hebt er selbst diesen Gedanken hervor: Die Wissenschaft leitet den Geist an, so dass er „*den Punkt nicht verfehlt, auf welchem Gedanke und Wirklichkeit sich begegnen und freiwillig in einander übergehen*“.⁴² Das ist der Schlüsselsatz für meine Humboldt-Interpretation und darauf kam es mir an: zu zeigen, wie bei Humboldt „*Gedanke und Wirklichkeit sich begegnen*“.

Bekanntlich hat nicht nur Spranger – den zu zitieren Klein wohl für verpönt hält –, sondern auch Clemens Menze diesem Thema ein eigenes Buch gewidmet. Auch hier kommt er zu einem ambivalenten Ergebnis und konstatiert am

41 Helmut Schelsky, *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*. Reinbek: Rowohlt 1963, S. 65-69.

42 Wilhelm von Humboldt, *Antrittsrede in der berliner Akademie der Wissenschaften (1809)*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hg. v. der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Abt. I, Bd. 3, hg. v. Albert Leitzmann, Berlin: Behr's 1904, S. 219-221; hier S. 220.

Ende das Scheitern Humboldts. Zunächst aber hält er fest, dass Humboldt sich selbstverständlich mit der Frage auseinander gesetzt hat, „*wie seine Ideen institutionalisiert werden können*“.⁴³ Humboldt hat seine neue Aufgabe als Chef der Sektion für Unterricht und Kultus nur mit einigem Zögern und Widerstreben angetreten. Menze erklärt auch, warum das so war – Humboldt fehlten alle Voraussetzungen, um ein solches Amt auszufüllen: „*Humboldt besaß zunächst kaum zureichende Vorstellungen von Schulen und Universitäten, auch nicht annäherungsweise die ausgebreiteten pädagogischen Kenntnisse Niemeyers, der zunächst die Bildungsreform in Preußen hatte übernehmen sollen, nicht einmal ein oberflächliches Wissen von der neueren pädagogischen Literatur. Unterrichtsmethoden, auch Lehrpläne sind ihm weitgehend fremd, und für die Organisation der Bildung und die Probleme der Lehrer bringt der Chef des preußischen Bildungswesens, der nie eine öffentliche Schule besucht hatte, zunächst wenig Verständnis auf. Seine gelegentlichen zufälligen Bemerkungen zur Methode des Unterrichts und zum Entwurf des Lehrplans bestätigen diese Auffassung*“.⁴⁴

Nachdem er das Amt aber übernommen hatte, sieht und realisiert er die einzigartige Chance, die sich ihm bietet: die Chance, Idee und Wirklichkeit zueinander zu bringen.⁴⁵ Siegfried Kähler hat in seiner Humboldt-Monographie aus den 1920er Jahren diesen Aspekt im Blick auf die Berliner Universitätsgründung ausführlich und positiv gewürdigt: „*Es ist und bleibt das eigene Verdienst Humboldts, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Sachlage geklärt, das Mögliche vom Unmöglichen geschieden, die materiellen Grundlagen geschaffen zu haben, so daß mit dem Herbst 1810 die Berliner Universität ins Leben treten konnte*“,⁴⁶ sein „Verwaltungstalent“ beweist sich vor allem in den Vorbereitungen zur Gründung der Berliner Universität.⁴⁷

Clemens Menze hingegen sieht den Ertrag von Humboldts Bildungsreform sehr viel pessimistischer. Das letzte Viertel seines Buches trägt den lapidaren Titel: „*Das Scheitern der Bildungsreform*“. Gescheitert ist Humboldt nach dieser strengen Deutung an seinem Versuch, seine Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen; und Menze benennt viele Gründe für dieses Scheitern. Die äußeren politischen Umstände gehören dazu, die mannigfache Widerstände gegen ein in seinen Grundlagen einheitliches Schulsystem hervorgebracht haben: „*So ist*

43 Clemens Menze, *Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts, Hannover/Dortmund/Darmstadt/Berlin: Schroedel 1975 (Das Bildungsproblem in der Geschichte des europäischen Erziehungsdenkens 13)*, S. 473.

44 Ebd., S. 65.

45 Kähler, *Wilhelm von Humboldt und der*, S. 223f.

46 Ebd., S. 230.

47 Ebd., S. 229.

*sein Reformversuch eine im Grunde folgenlose Epoche. Übrig bleiben Wort-hülsen, die sich beliebig ausfüllen lassen mit patriotischen Gesinnungen und sentimentalischen Erinnerungen, mit kleinbürgerlicher Wohlanständigkeit, ständischer Blasiertheit und kulturkritischem Getue.*⁴⁸ Von anderer Seite wurde später ergänzt, dass Humboldt auch selbst zu diesem Scheitern beigetragen habe, weil er allzu wenig bereit war, „Zugeständnisse zu machen“ und von seinen theoretisch begründeten Forderungen pragmatisch abzuweichen.⁴⁹

Es gibt aber auch freundlichere Deutungen von Humboldts Schul- und Universitätsreform. Man hat es als selbstverständlich hingegenommen, dass das „deutsche Gymnasium“ und die „deutsche Universität“ konkurrenzlos leistungsfähige Bildungseinrichtungen mit weltweiter Ausstrahlung waren. Auch wenn den Fachleuten unter den Bildungshistorikern und den Humboldt-Spezialisten – an erster Stelle Clemens Menze – selbstverständlich klar war, dass diese Einrichtungen sich im Laufe des 19. Jahrhunderts ziemlich weit von Humboldts Ideen entfernt hatten,⁵⁰ so wurde auf der anderen Seite eben auch gesehen, dass Humboldts Konzeption bei allen Wandlungen, welche sie in ihrer institutionalisierten Form erfahren haben, als regulative Idee und damit als Leitstern wie als Korrektiv bis zum Beginn der PISA-Ära wirksam geblieben sind. Die Feststellung ist doch sicher richtig, dass die „Leit- und Zielvorstellungen der Humboldtschen Reform [...] zur allgemeinen, speziell auch der nationalen Bedeutung des Bildungswesens beigetragen“ haben.⁵¹ Es ist jedenfalls eine sonderbare historische Pointe, dass Humboldts Universitätsidee, ähnlich wie die Gymnasialidee, einerseits „gescheitert“ ist, sie aber andererseits zu den erfolgreichsten Bildungskonzepten der europäischen Bildungsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte gehört.⁵² Humboldt ist es gelungen, die Spannung zwischen dem utopischen Konzept eines Bildungsideals und den pragmatischen Erfordernissen einer Reform der Bildungseinrichtungen nicht aufzuheben, aber sie doch fruchtbar werden zu lassen.⁵³

48 Menze, *Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts*, S. 479.

49 Konrad, *Wilhelm von Humboldt*, S. 58.

50 Vgl. hierzu z. B. Peter J. Brenner, *Das Verschwinden des Eigensinns. Der Strukturwandel der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 21-65, hier S. 22-25.

51 Vierhaus, *Die Brüder Humboldt*, S. 25.

52 Vgl. knapp Peter J. Brenner (Art.), *Universität*, in: Helmut Reinalter/Peter J. Brenner, *Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Personen, Wien/Köln/Weimar: Böhlau* 2011, S. 802-811; hier S. 804-808 sowie Peter J. Brenner, *Das deutsche Gymnasium – Schule ohne Zukunft?*, in: *Universitas* 63 (2008), S. 790-807; hier bes. 797-800.

53 Vierhaus, *Die Brüder Humboldt*, S. 25.

„Verachtet mir die Meister nicht, und ehrt mir ihre Kunst“

Richard Wagner, *Die Meistersinger von Nürnberg*

Die eigentliche Kernfrage der Diskussion um „Humboldts Bildungsideal“ kreiste freilich nach dem Zweiten Weltkrieg um ganz andere Probleme. Unbestritten ist die enorme Wirkungskraft dieses Bildungsideals mit seinem „*erstaunlichen Beharrungsvermögen*“⁵⁴ zumindest in den westdeutschen höheren Bildungseinrichtungen, während man sich im Osten Deutschlands durchaus auch positiv, aber doch eher floskelhaft auf ihn berief, wo sich Humboldt – welcher von beiden, bleibt offen – in sicherlich sehr unvermuteter Nachbarschaft wieder findet: „*Wir sind die Erben von Marx, Engels, Lenin, von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, Ernst Thälmann und Wilhelm Pieck, von Hegel und Humboldt, von Lessing, Herder, Goethe und Schiller, von Scharnhorst und Gneisenau*“, rief Erich Honecker am 28. Juni 1979 den „Kunst- und Kulturschaffenden im Hause der ZK“ zu.⁵⁵

Aber gerade diese Wirkungskraft hat auch massive Kritik an Humboldt hervorgerufen. Es ist keineswegs so, dass „Humboldts Bildungsideal“ in der langen Tradition der höheren Bildung in Deutschland – von der Elementarbildung ganz zu schweigen – stets uneingeschränkte Zustimmung erfahren hätte. Es hat prononcierte Gegenstimmen gegeben, die ihre Bedenken gegen die Wirkungsmächtigkeit von Humboldts Ideal der „*Allgemeinbildung*“ formuliert haben. Dass ich in meinem Aufsatz die Frankfurter Rektoratsrede Max Horkheimers von 1952 als einen Beleg anführe, scheint wiederum die Missbilligung Kleins gefunden zu haben.⁵⁶ Aber in der Humboldt-Diskussion seit den 1950er Jahren wurde nun einmal die Frage aufgeworfen, ob Humboldts Betonung der „*Innerlichkeit*“ der modernen Welt noch gerecht werden könne. Nun hat mein Hinweis auf diese „*Innerlichkeit*“ wiederum seinen Platz in Kleins „Kollage von Zitaten“ gefunden, woraus man schließen darf, dass er auch in diesem Punkt nicht mit mir übereinstimmt. Mit einer solchen Auffassung stünde er allein, denn das ist der Kernpunkt von Humboldts Bildungstheorie, und vielleicht lässt sich Klein davon ja doch durch ein Zitat Clemens Menzes überzeugen: „*Der sich bildende Mensch ist der Zweck seiner selbst und genügt sich selbst*“⁵⁷ und „*Bildung ist*

54 Theodor Litt, *Das Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt*, Bonn: Köllen, 4. Aufl. 1957 (Schriftenreihe d. Bundeszentrale f. Heimatdienst 15), S. 54.

55 *Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED 1975-1980*, hg. v. Peter Lübke, Stuttgart: Seewald 1984, S. 735. – Zu dieser Kulturpolitik der Aneignung des „klassischen Erbes“ in der DDR vgl. Peter J. Brenner, *Die alten und die neuen Leiden. Kulturpolitische und literarhistorische Voraussetzungen eines Textes in der DDR*, in: ders. (Hg.), Plenzdorfs „*Neue Leiden des jungen W.*“, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982 (2., unv. Aufl. 1986, S. 11-68), hier S. 21-26.

56 Klein, *Clemens Menze*, S. 59.

57 Menze, *Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen*, S.127.

also nicht nur fortschreitende Intellektualisierung und Bemächtigung der Welt, sondern zugleich Kultivierung des eigenen Ich“.⁵⁸

Ausgehend von solchen einhelligen Befunden wurde in der Humboldt-Diskussion der Nachkriegszeit die grundlegende Frage nach dem „Weltverhältnis“ von Humboldts Bildungsideal gestellt. Theodor Ballauff formulierte schon früh eine fundamentale Kritik, die bis heute bedenkenswert bleibt – den Einwand nämlich gegen die radikale anthropozentrische Selbstbezüglichkeit des Ichs, der die äußere Welt und auch die anderen Menschen nur „*Mittel und Material zur Selbstbildung*“ werde.⁵⁹ Unstrittig ist andererseits, dass Humboldt durchaus der Ansicht war, dass der einzelne zu seiner Bildung der „Welt“ bedarf, und es bleibt eins seiner entscheidenden Verdienste, dass er die „*Wechselwirkung von Mensch und Welt*“ als Grundelement der modernen Bildungstheorie erkannt und herausgearbeitet hat.⁶⁰

Denn Wilhelm von Humboldt hat selbstverständlich gewusst, dass sich der Mensch immer im Zusammenhang mit der „Welt“ bildet. Aber diese Welt ist ihm die „*soziale Welt*“, die Welt der Mitmenschen, denen der einzelne vor allem durch die Sprache verbunden ist. Insofern spielt auch Humboldts Sprachtheorie und -philosophie, die er vor allem in den Jahrzehnten nach seiner Amtszeit als Sektionschef entwickelt, eine gewichtige Rolle in seiner Bildungstheorie.⁶¹

Dass Humboldt aber die nicht-sprachliche, nicht-kulturelle Welt kaum in den Blick gekommen ist, lässt sich nicht übersehen. Hieran hat auch schon früh Kritik angesetzt. Zu den schärfsten dieser Kritiker gehörte Theodor Litt mit seiner berühmt gewordenen Studie über das „*Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt*“. Theodor Litt ist mit „*Humboldts Bildungsideal*“ und vor allem seiner Wirkungsgeschichte im 19. Jahrhundert hart ins Gericht gegangen: Es habe „*pädagogische Selbstzufriedenheit hervorgebracht*“ und stelle eine „*Kriegserklärung an die moderne Welt*“ dar.⁶² Litt stellt fest, dass Humboldt im Gefolge der deutschen Klassik und des deutschen Idealismus die Fragmentierung, die Entäußerung, die Entfremdung, die Mechanisierung des einzelnen Menschen in der modernen Zeit richtig diagnostiziert, aber die falsche Antwort darauf gegeben habe: „*Indem aber die Humanitätsidee durch W. v. Humboldt zu der Einseitigkeit durchgebildet wird, die in der bedingungslosen Überordnung des ‚Inneren‘ über das ‚Äußere‘ liegt, wird sie zum extremen*

58 Ebd., S. 259.

59 Theodor Ballauff, *Die Grundstruktur der Bildung*, Weinheim: Beltz 1953, S. 37.

60 Andreas Lischewski, *Meilensteine der Pädagogik. Die Geschichte der Pädagogik nach Personen, Werk und Wirkung*, Stuttgart: Kröner 2014, S. 179.

61 Auch darauf hat natürlich Clemens Menze ausgiebig hingewiesen; vgl. etwa Menze, *Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts*, S. 38-45.

62 Litt, *Das Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt*, S. 62f.

*Ausdruck jener ‚anthropozentrischen‘ Denkweise, durch deren Pflege sich die Humanitätsbewegung in einen immer schärfer werdenden Gegensatz bringt zu einer wirtschaftlich-gesellschaftlichen Entwicklung, die ihrerseits mit unablenkbarer Folgerichtigkeit am Leitfaden der ‚Sache‘ vorwärtsschreitet. Denn jene Eigentümlichkeiten, durch welche nach Humboldts Überzeugung die „äußere“ Wirklichkeit dem Menschsein des Menschen so gefährlich wird – jene Eigentümlichkeiten, deretwegen er das ‚Innere‘ des Menschen nicht sorgfältig genug gegen das ‚Äußere‘ meint abdichten zu können: sie alle sind doch zu ihrer endgültigen, ihrer vollendeten und gleichsam paradigmatischen Gestalt erst in der Arbeitsordnung durchgedrungen, deren Gefüge sich im Zusammenwirken von Naturwissenschaft, Technik und industrieller Produktion herausgebildet hat“.*⁶³ Wenn Humboldts Humanitätsidee schon um 1800 die falsche Antwort auf die Entwicklung der modernen Gesellschaft gewesen sei, so gelte dies umso mehr für die gesellschaftlichen, politischen, naturwissenschaftlichen und technischen Entwicklungen, die sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts beobachten ließen. Energisch macht Litt geltend, dass auch diese Arbeitswelt ihren Bildungswert hat, die sich nicht in ihrer bloßen Anverwandlung an die eigene subjektive Innerlichkeit erschöpfe. Damit stellt er sich in eine Tradition, die durch die große Wirkung des Humboldtschen Bildungsideals an den Rand der Wahrnehmung gedrängt worden ist, die aber nie unterbrochen worden war. Sie lässt sich weit zurückverfolgen. Den wohl wichtigsten systematischen Beitrag hat der Münchener Stadtschulrat Georg Kerschensteiner um 1900 mit seiner „Arbeitslehre“ geleistet.⁶⁴ Nicht vergessen sollte man aber auch den Bildungstheoretiker, -historiker und nicht zuletzt auch -politiker Friedrich Paulsen – den Lehrer Eduard Sprangers –, der bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert bahnbrechende Beiträge zur Rehabilitierung des Realitätsprinzips in der Bildungspraxis geleistet und vor allem mit seinen Vorstößen zur Durchsetzung des Realgymnasiums entscheidende Anstöße zur Entwicklung des modernen Gymnasiums gegeben hat.⁶⁵ Paulsen hat zum Abschluss seiner Darstellung der von ihm „Neuhumanismus“ genannten Bewegung eine Summe der „Humboldtschen Bildungsreform“

63 Ebd., S. 58.

64 Peter J. Brenner, *Verachtet mir die Meister nicht. Humboldts Konkurrenten in der deutschen Bildungsgeschichte*, in: *Universitas* 66 (2011), S. 45-63; hier S. 57-63.

65 Vgl. Peter J. Brenner, *Der dritte Weg: „Realismus“*. *Friedrich Paulsens Bildungstheorie zwischen Neohumanismus und Reformpädagogik*, in: *Ethos – Sinn – Wissenschaft. Historisch-systematische Perspektiven einer philosophischen Pädagogik*, hg. von Matthias Ruppert/Tarek Badawia/Helga Luckas. Remscheid: Gardez! Verlag 2005 (Festschrift für Erwin Hufnagel), S. 81-104; bes. S. 91-94. – Clemens Menze hat übrigens eine kleine Auswahl aus Paulsens Schriften publiziert; vgl. Friedrich Paulsen, *Ausgewählte pädagogische Abhandlungen*, hg. v. Clemens Menze, Paderborn: Schöningh 1960.

im Blick auf das Gymnasium gezogen: „*Ein Rückblick auf das Ganze des Vorganges, der in den vier vorgehenden Kapiteln geschildert ist, auf die Eroberung der Bildung und des Bildungswesens des deutschen Volkes durch die Ideen des Neuhumanismus, mag die Betrachtung beschließen. Wenn 50 Jahre vorher, etwa um das Jahr 1770, ein klar denkender, mitten in der Zeitbewegung stehender Mann, sagen wir Immanuel Kant, sich die Frage vorgelegt hätte: welche Entwicklung des höheren Schulwesens in der Zukunft zu erwarten sei? Wie würde die Antwort ausgefallen sein? Würde er vorausgesehen haben, daß um 1820 in allen Schulen die griechische Sprache als ein unerläßliches Hauptstück von allen Schülern gefordert, daß das Lateinschreiben nach ciceronianischem Muster in den oberen Klassen als das erste und wichtigste Stück des Gymnasialunterrichts geübt, daß dagegen die Naturwissenschaften als ein Gegenstand von untergeordneter Wichtigkeit behandelt und Philosophie so gut wie ganz verdrängt sein würde.*“⁶⁶

Es ist aber keineswegs so, dass die Tradition des „Humboldtschen Bildungsideals“ und die andere, eigentlich viel ältere der Realienbildung unbedingt in dieser Schärfe gegeneinander gestellt werden müssen, wie es Friedrich Paulsen, Max Horkheimer, Theodor Litt und andere getan haben. Humboldts Überbetonung der Innerlichkeit einer „*allgemeinen Menschenbildung*“, die nicht durch „*Realien*“ verunreinigt werden dürfe, hatte ihren historischen Grund gehabt. Sie entsprang dem Unbehagen an der Überbetonung des „Nützlichkeitswesens“ in der Bildungslehre der Aufklärung – ein Unbehagen, mit dem Humboldt bekanntlich nicht allein stand, sondern das er mit allen führenden Köpfen der deutschen Klassik und des deutschen Idealismus teilte.

In der Diskussion der 1970er Jahre ist das gewürdigt worden. Aus einer neu begründeten Tradition „kritischer Erziehungswissenschaft“ heraus hat etwa Dietrich Benner in seiner Humboldt-Monographie eine Deutung von Humboldts Bildungsbegriff versucht, die die Bildung stärker aus dem sozialen und politischen Kontext der Zeit heraus verstehen will. „Bildung“ sei nicht die „*proportionalste Bildung seiner Kräfte*“, wie die bekannte Formulierung Humboldts heißt, sondern „Bildung“ im Sinne Humboldts impliziere auch die Aufgabe, den politischen „*Kampf um die individuelle und gesellschaftliche Bestimmung des Menschen zu fördern und zu unterstützen*“.⁶⁷

66 Friedrich Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht*, 3., erw. Aufl., hg. u. mit einem Anhang fortges. von Rudolf Lehmann. Bd. 2. Berlin/Leipzig: Veit 1921, S. 309.

67 Dietrich Benner, *Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie. Eine problemgeschichtliche Studie zum Begründungszusammenhang neuzeitlicher Bildungsreform*, Weinheim/München: Juventa, 3., erw. Aufl. 2003, S. 70; vgl. auch 47-55.

Litt forderte die Pädagogik und die Bildungseinrichtungen auf, sich mit den Herausforderungen der modernen „wissenschaftlichen Zivilisation“, wie Schelsky sie getauft hat, auseinanderzusetzen und sich auf sie einzustellen. Von Wilhelm von Humboldt konnte er sich dabei wenig Hilfe erwarten. Denn den Wissenschaften, die sich der Erforschung der realen Welt zuwandten, stand Wilhelm von Humboldt fremd gegenüber. Bezeichnend ist sein Brief an Friedrich August Wolf, in dem er sich über die zu benennenden Mitglieder der „Wissenschaftlichen Deputation“ auslässt. Willkommen sind die Vertreter der „*allgemeinen Wissenschaften*“, die Schleiermachers, Fichtes, Wolfs. Die „*schrecklichen*“ Wissenschaften „*Chemie, Biologie cet.*“ hingegen sollen allenfalls einen Randplatz in der Deputation bekommen.⁶⁸

Ein größerer Gegensatz zum Arbeits- und Lebensprogramm seines Bruders Alexander lässt sich wohl kaum denken. Deshalb erschien es mir plausibel, in meinem Beitrag Alexander von Humboldts an den „Realien“ ausgerichtetes Forschungsprogramm als Option für eine Reformulierung von „Humboldts Bildungsideal“ ins Spiel zu bringen – nicht als Alternative zum idealistischen Konzept Wilhelms, sondern als seine komplementäre Ergänzung.⁶⁹ Das war die Grundidee meines Aufsatzes: Ein modernes Bildungswesen, das den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gerecht werden will, bedarf gleichermaßen einer idealistischen Grundlegung wie einer realistischen Ausrichtung. Beides kann man bekommen, wenn man das Erbe beider Brüder Humboldt in besonnener Aneignung, ohne Übertreibungen und Verklärungen, aufgreift und den Anforderungen der modernen Welt anpasst.

„Die ganze Richtung paßt uns nicht!“

Freiherr Bernhard von Richthofen, Berliner Polizeipräsident (1890)

Zum Abschluss seines Aufsatzes äußert sich Klein über „*Werte' als Kriterien der Humanität*“.⁷⁰ Das ist zweifelsohne eine wichtige Frage, die man gleichermaßen an eine Gesellschaft wie an ihr Bildungswesen stellen muss. Kleins Aus-

68 Wilhelm von Humboldt an Friedrich August Wolf, 28. Juli 1809, in: *Wilhelm von Humboldt, Briefe an Friedrich August Wolf*, textkrit. hrsg. u. kommentiert von Philip Mattson (im Anh.: Humboldts Mitschrift der Ilias-Vorlesung Christian Gottlob Heynes aus dem Sommersemester 1789), Berlin/New York: de Gruyter, S. 270. Vgl. allerdings die Anmerkungen Benners, die Humboldts Verhältnis zu den Naturwissenschaften etwas weniger kritisch sehen; Benner, *Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie*, S. 86-89.

69 In diesem Sinne auch Peter J. Brenner, *Zweierlei Bildung? Grundfragen der Lehrerbildung an einer Technischen Universität*, in: *Neue Lehrer? Neue Schüler? Neue Aufgaben? Antworten auf die neuen Anforderungen in der Lehrerbildung und Schulpraxis*, hg. v. Wilfried Huber, Donauwörth: Auer 2007, S. 7-23; hier S. 10f. und passim.

70 Klein, *Clemens Menze*, S. 70.

führungen sind schwer nachzuvollziehen. Er scheint der Ansicht zu sein, dass es absolute, dem Abendland inhärente Werte gebe, die durch die Demokratie, den Pluralismus, den Relativismus, die 68er, die moderne Pädagogik, vielleicht auch durch den amtierenden Präsidenten der Humboldt-Gesellschaft und ganz sicher durch Brenner bedroht seien. Denn mit sonderbarem Enthüllungseifer hat er einen eineinhalb Jahrzehnte alten kleinen Zeitungsartikel aus der Tagespresse, der an sich ja unverdächtigen Tageszeitung „Die Welt“, ausgegraben, in dem ich versuchte, in wenigen Zeilen ein etwas differenzierteres Bild der Bildungskonzeption der „68er“ zu zeichnen. Auch hier beschränkt sich Klein darauf, einige Zeilen zu zitieren. Dass ihm auch hier wieder die ganze Richtung nicht passt, ist offenkundig. Nun wäre es mit ein wenig wissenschaftlicher Mühewaltung ein Leichtes gewesen, statt eines beliebigen Zeitungsartikels eines meiner Bücher heranzuziehen, in dem diese Überlegungen ausführlicher entfaltet werden und die sicher eine bessere Basis für eine fundierte Auseinandersetzung bilden als ein Zeitungsartikel aus dem Jahre 2001.⁷¹

Die Kritik am Werte-Relativismus ist ein durchaus beachtliches Problem der Gegenwart, und es sollte ernst genommen werden.⁷² Mein ehemaliger Regensburger Kollege, der vormalige Theologie-Professor und nachmalige Papst Joseph Ratzinger, hat dazu eine viel zitierte Formel in seiner Predigt zur Papstmesse „Missa pro eligendo Romano Pontifice“ vom 18. April 2005 gefunden: „*Es entsteht eine Diktatur des Relativismus, die nichts als endgültig anerkennt und als letztes Maß nur das eigene Ich und seine Gelüste gelten lässt*“. An die daraus entstandene Debatte, in der sich die Position Ratzingers nur in engsten katholischen Zirkeln durchsetzen konnte, knüpft Klein aber nicht an. Im Kern beschränkt er sich darauf, ein paar Zitate aus einem Rundfunkvortrag zu zitieren, den er irgendwann im Jahre 2012 gehört und der ihm, soweit man das verstehen kann, nicht gefallen hat. Dagegen setzt er ein Zitat aus einem Beitrag von Gerd-Klaus Kaltenbrunner,⁷³ der 1985 in den „Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft“ gedruckt wurde, die sich übrigens damals schon dem weiterhin brisanten Thema der „*Werte in einer globalisierten Welt*“ widmeten. So, wie Klein die Zitate hintereinander stellt, darf man davon ausge-

71 Vgl. Peter J. Brenner, *Schule in Deutschland. Ein Zwischenzeugnis*, Stuttgart: Kohlhammer 2006, S. 68f.

72 Vgl. Peter J. Brenner, *Wie Schule funktioniert. Schüler, Lehrer Eltern im Lernprozess*. Stuttgart: Kohlhammer 2009, 55-86. – Zum Problem des „Kulturrelativismus“ in der Schule vgl. auch Peter J. Brenner, *Kulturanthropologie und Kulturhermeneutik: Grundlagen interkulturellen Verstehens*, in: *ders., Kultur als Wissenschaft. Aufsätze zur Theorie der modernen Geisteswissenschaft – vor Bologna, nach Bologna*, 2., stark erw. Aufl., Münster u.a.: LIT 2010 (Literatur, Kultur, Medien 1), S. 100-102; sowie Peter J. Brenner, *Bildungsgerechtigkeit*, Stuttgart: Kohlhammer 2010, S. 120-123.

73 Klein, *Clemens Menze*, S. 72f.

hen, dass ihm Toleranz und Pluralismus verdächtig sind. Dagegen plädiert er mit Kaltenbrunner für „absolute Werte“ und beruft sich dabei auf das „Naturrecht“. Man sollte sich aber vor Augen halten, dass das Thema „Naturrecht“ in der rechtsphilosophischen Diskussion seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erledigt ist, aus gutem Grund, denn das „Naturrecht“ war eng gebunden an den modernen Obrigkeitsstaat im 17. und 18. Jahrhundert, der im 19. Jahrhundert zunächst seine rechtsphilosophische und sodann seine politische Legitimation verloren hat.⁷⁴ Klein nimmt auch an dieser Stelle durch allerlei Zitate Wilhelm von Humboldt und Clemens Menze für seine Weltsicht in Anspruch. Aber die Behauptung, dass „Humboldts Bildungsideal“ ein „unhintergebar Teil der *conditio humana* und daher zeitunabhängig ist, es aufzugeben das Aufgeben der Würde des Menschen bedeuten würde“, ist wenig aussagekräftig und auf jeden Fall begründungsbedürftig.⁷⁵

Auch hier war der Lehrer weiter als sein Schüler: Clemens Menze beschreibt in seinem Buch über Humboldts Lehre vom Menschen sehr deutlich, wie Humboldt sein „Bildungsideal“ keineswegs als „zeitunabhängiges“ Konstrukt versteht, sondern es aus der Beobachtung der Strömungen seiner Zeit heraus entwickelt, als Gegen- und Abwehrreaktion auf Tendenzen, die darauf zielen, „die Individualität zu vernichten, den Menschen zum Funktionär in einer ihm aufgeprägten Gesellschaftsordnung, eben zu einer ‚Maschine‘ zu machen.“⁷⁶ Auch an anderer Stelle weist Menze sehr deutlich auf die „Zeitenabhängigkeit“ von Humboldts Bildungsideal hin: „Mit dem Niedergang der Metaphysik sowie der Industrialisierung und Demokratisierung der Gesellschaft verliert dieser H.[umanismus] die philosophische und soziale Grundlage und veräußerlicht sich zur ‚Allgemeinbildung‘ des ‚Bildungsphilisters‘.“⁷⁷ Und Clemens Menze schließlich könnte seinem Schüler mit seiner Rede über „Bildung – Schule – Toleranz“ bei der deutsch-islamischen Schulbuchkonferenz von 1993 auch eine postume Lektion in interkultureller Toleranz in einer pluralistischen Gesellschaft erteilen. Menze entfaltet hier den Gehalt der „Toleranz“-Idee aus dem Geist des späten 18. Jahrhunderts heraus – Lessing, Kant, Wilhelm von Humboldt sind seine Gewährsmänner. „Toleranz“ dürfe nicht „zu Indifferentismus und letztlich zu einem Nicht-mehr-Ernstnehmen der

74 Vgl. Karl-Heinz Ilting, *Naturrecht*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. V. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 4, Stuttgart: Klett-Cotta 1978, S. 245-313; hier S. S. 310.

75 Klein, *Clemens Menze*, S. 62.

76 Menze, *Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen*, S. 37.

77 Clemens Menze, (Art.) *Humanismus, Humanität I*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. v. Joachim Ritter, Bd. 3. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1974, Sp. 1217-1219; hier Sp. 1218f.

eigenen Position“ führen;⁷⁸ aber genau so wenig dürfe sie, wie es im Zeichen eines zunehmenden Nationalismus im 19. Jahrhundert geschehen sei, durch das „*Imperialistische, Völkische, Anthumanistische*“ verdrängt werden.⁷⁹ Nur durch „*Bildung*“ und „*Selbstbildung*“ eines jeden Einzelnen werden am Ende die „*Herzen und Köpfe für die Ideen der Toleranz und Anerkennung allererst empfänglich werden.*“⁸⁰

Die Humboldt-Gesellschaft hat im Jahre 2014 ein Positionspapier „*Zur Gegenwart und Zukunft der Schule in Deutschland*“ veröffentlicht, an dem mitwirken zu dürfen ich die Ehre hatte. Auch bei diesem Thema stellt sich naturgemäß „*die Frage nach den verbindlichen Werten einer Gesellschaft, aus der sie ihre kulturelle Identität bezieht*“ und die sie nicht „*zur Disposition stellen kann.*“⁸¹ Dass diese Frage sich nicht mit dem Verweis auf „*ewige Werte*“ abweisen lässt, sondern dass jede Gesellschaft und jede Epoche sie sich neu stellen und sie neu beantworten muss, sollte im 21. Jahrhundert eigentlich nicht mehr strittig sein.

In dem Positionspapier haben wir auf den „*Geist des Kosmopolitismus*“ verwiesen, von dem sich eine Humboldt-Gesellschaft im besonderen Maße leiten lassen sollte.⁸² Dass Alexander von Humboldt eine Leitfigur des Kosmopolitismus und des fortschrittlichen Denkens in Deutschland war, bedarf kaum der näheren Ausführung. Ein Blick in sein Reisewerk, die „*Relation historique*“, besonders im Bericht über Cuba, zeigt nicht nur seine Anteilnahme an den sozialen Verhältnissen in den bereisten Ländern Südamerikas, sondern auch seine Parteinahme für die Unterdrückten. Insbesondere die Sklaverei in diesen Ländern wird ihm zum Skandalon.⁸³

Bei Wilhelm von Humboldt liegt der Fall nicht so eindeutig. Aber auch bei ihm lässt sich eine immer stärkere Öffnung des ursprünglich eher individualistisch und vielleicht auch nationalistisch verengten Blicks auf die Welt konstatieren, die wohl einher ging mit seinen vergleichenden Sprachstudien.⁸⁴ Wilhelm

78 Clemens Menze, *Toleranz und Bildung. Eröffnungsvortrag*, in: *Bildung – Schule – Toleranz. Dokumente des Abschluss-symposiums des Europäischen Forschungsprojekts Islam in Schulbüchern*, 19. - 21. Februar 1993, Universität zu Köln, hg. v. Abdoldjavad Falaturi (Islamische Wissenschaftliche Akademie 1993), S. 17-32; hier S. 29.

79 Ebd., S. 27

80 Ebd., S. 30

81 Kurt Heller/Wolfgang Schneider/Peter Brenner/Dagmar Hülsenberg/Peter Nenniger, *Positionspapier der Humboldt-Gesellschaft zu Gegenwart und Zukunft der Schule in Deutschland*, in: *Wissenschaft, Kunst und Bildung – Technik, Literatur und Schule*. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V., Bd. 32, Roßdorf: TZ-Verlag 2014, S. 11-22; hier S. 17

82 Ebd.

83 Vgl. Peter J. Brenner, *Gefühl und Sachlichkeit*, S. 146-150.

84 Manfred Geier, *Die Brüder Humboldt. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2010, S. 282f.

von Humboldt hat aber auch schon in seinem frühen „*Plan einer vergleichenden Anthropologie*“ von 1795 eine Formel gefunden, der zu folgen der Humboldt-Gesellschaft gut zu Gesicht stünde: „*Es ist das allgemeine Gesetz, das die Vernunft aller Gemeinschaft der Menschen unter einander unnachlässlich vorschreibt: ihre Moralität und ihre Cultur gegenseitig zu achten, nie nachtheilig auf sie einzuwirken, aber sie, wo es geschehen kann, zu reinigen und zu erhöhen.*“⁸⁵ Das bietet eine Leitlinie für die Diskussion über das in der Tat nicht leicht aufzulösende Dilemma der „Werte“ in der modernen Welt.

Aber wie immer das Erbe der beiden Brüder Humboldt – und um beide geht es – heute aufgegriffen und weitergeführt wird: Rückwärts gewandten Hagiographen sollte man es nicht überlassen.

85 Wilhelm von Humboldt, *Plan einer vergleichenden Anthropologie*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hg. v. der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Abt. I, Bd. 1, hg. v. Albert Leitzmann, Berlin: Behr's 1903, S 377-410; hier S. 381.

Humboldt 2.0¹

Persona non grata oder zukunftsweisender Ideengeber?

VON TORALF SCHENK

Meine Festrede wird – so hoffe ich – interessant. Doch wann ist eine Sache interessant?

Wann zeigen Sie Interesse²?

Wenn Sie sich für etwas begeistern oder von jemandem fasziniert sind; wenn Sie Freude an einer Sache haben; wenn Sie gar nicht merken, wie schnell die Zeit vergeht; wenn Sie sich mit einer Sache auseinandersetzen? Vielleicht gelingt mir dies, denn feststeht: Interesse ist ein Schlüssel für Lernen und Bildung. Und da sind wir beim zentralen Begriff meiner Ausführungen angekommen – Bildung.

Bildung – Aufstieg und Sinn eines Begriffes

„*Alles, was man wissen muss.*“³ So untertitelt der Anglist Dietrich Schwanitz seinen Bestseller mit dem Titel „*Bildung*“ aus dem Jahr 1999. Darin führt der Autor uns in einer Blitztour durch Geschichte, Literatur, Kunst und Weltbilder. Dahinter steckt der Anspruch, Bildung mit Wissen gleichzusetzen. Denn unter dem konkreten Bescheid wissen über ausgewählte Dinge kann so etwas wie die

1 Der vorliegende Aufsatz ist eine geringfügig überarbeitete Fassung der gleichnamigen Festrede vom 10.07.2014 im Theater der Stadt Nordhausen. Anlass waren die feierliche Eröffnung der Dekade zum 500jährigen Jubiläum der höheren Schulbildung in Nordhausen, in deren Tradition sich das Staatliche Gymnasium „Wilhelm von Humboldt“ sieht, und das 20jährige Bestehen seines Schulfördervereins. Der Titel der Festrede wurde entnommen aus dem gleichnamigen Essay von Detlef Gürtler: *Humboldt 2.0. Wilhelm von Humboldt hat das preußische Bildungssystem von Grund auf reformiert. Gut 200 Jahre später sind viele seiner Ideen verpufft, aber aktueller denn je.* In: Die Welt vom 19.11.2009. online abrufbar unter: http://www.welt.de/welt_print/debatte/article5261042/Humboldt-2-0.html (zuletzt aufgerufen am 04.08.2014)

Anregungen für diesen Aufsatz stammen auch aus der kritischen Schrift von Richard David Precht zum deutschen Schul- und Bildungssystem. Richard David Precht: *Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern.* München 2013. Informationen zu biographischen Daten Wilhelm von Humboldts basieren auf der dreiteiligen Aufsatzsammlung zur deutschen Kulturgeschichte von Etienne François und Hagen Schulz. Rudolf Vierhaus: *Die Brüder Humboldt.* In: Etienne François/Hagen Schulz (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, Band 3. München 2001, S. 9-25.

2 Vgl. grundlegend zum Interessebegriff in der Bildungsforschung Manfred Prenzel/Andreas Krapp (Hrsg.): *Interesse, Lernen, Leistung. Neuere Ansätze der pädagogisch-psychologischen Interessenforschung.* Münster 1992.

3 Dietrich Schwanitz: *Bildung. Alles, was man wissen muss.* Frankfurt am Main 1999.

mentale Vorratsdatenspeicherung kanonisierter Sachverhalte verstanden werden, um vielleicht irgendwann einmal Millionär bei Günther Jauch zu werden. Aber ist lexikalisches Wissen mit Bildung gleichzusetzen?

Aufstieg und Sinn eines Bildungsbegriffes, der Gebildete von Ungebildeten unterscheidet, stammen im Wesentlichen aus dem 18. Jahrhundert, aus der Zeit, als das aufstrebende Bürgertum den Besitzern von Rittergütern seine Bildungsgüter entgegensetzte. Die alte Formel des Renaissancephilosophen Sir Francis Bacon „*Wissen ist Macht!*“ bekam eine breite gesellschaftliche Bedeutung. Von nun an galt dem Bürgertum Bildung als Synonym für den sozialen Aufstieg – aber auch als Standesprivileg des so genannten Bildungsbürgertums gegenüber dem Kleinbürgertum, den Bauern und den Arbeitern.

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann schrieb in einer lesenswerten Schrift zur Geschichte des Bildungsbegriffs: „*Der Begriff Bildung ruft auch heute noch bei jedem eine Reihe unbestimmter Assoziationen hervor. (...) Im Laufe des 18. Jahrhunderts etablierte sich ‚Bildung‘ als unübersetzbares Wort für eine im Kern deutsche Erfindung und Institution.*“⁴

Das Wort war aber zweideutig. Auf der einen Seite ging es im Geiste des Absolutismus um Ausbildung für praktische Zwecke, auf der anderen Seite im Geiste des Neuhumanismus um die „allgemeine Bildung des Menschen“. Das war ein schönes Ideal; in Wirklichkeit griff jedoch der Staat im Verlaufe des 19. Jahrhunderts immer tiefer in die bürgerliche Geisteswelt ein, indem Bildung in die Unterrichtspläne von Schule und Universitäten in Form von kodifizierter und verordneter Allgemeinbildung Eingang fand. So klagt etwa Theodor Fontane Ende des 19. Jahrhunderts, dass Bildung in seiner Zeit grassiere wie „*Katarrh bei Ostwind*“; Bildung sei zu einem „*Massenartikel, billig und schlecht*“ degeneriert.⁵

Ganz so schlimm ist es heutzutage nicht mehr. Stattdessen ist das Wort „Bildung“ in aller Munde. Es würde sich wohl niemand in einer öffentlichen Diskussion gegen Bildung aussprechen. Dies erklärt auch den inflationären Gebrauch des Wortes und seiner Zusammensetzungen, wie z. B. Bildungsrepublik, Bildungsgutscheine, Bildungsgerechtigkeit oder Bildungskatastrophen. Wirtschaftskreise haben sogar einen „Aktionskreis Bildung“ gegründet. Dieser betont, dass die Bildung unserer Kinder das Wichtigste überhaupt sei. Daran besteht vor allem in Zeiten politischen Wahlkampfes kein öffentlicher Zweifel.

4 Aleida Assmann: *Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee*. Frankfurt am Main 1993, S. 9.

5 Theodor Fontane: *Meine liebe Mete. Ein Briefgespräch zwischen Eltern und Tochter*. Berlin 2001 [1895], S. 499.

Das Problem ist nur, dass sich jeder etwas anderes darunter vorstellt, wenn es z. B. um Bildungsoffensiven geht. Wünschen sich die Pädagogen mehr Lehrerstellen, kleinere Klassen und ein höheres selbst zu verwaltes Investitionsvolumen für die Ausstattung der Schulen, so verstehen Andere darunter die verzweifelte Suche nach den optimalen Bildungschancen ihrer Kinder, um sie auf einem immer heißer umkämpften, globalen Weltmarkt mit jenem Kapital auszustatten, das sich am besten durch Erfolg verzinst. Hier stehen also praktische Alltagsvorstellungen von Lern- und Arbeitsbedingungen marktwirtschaftlichen und ideologischen Wertschöpfungstheorien gegenüber.

Doch zurück zum 18. Jahrhundert in die Zeit der Aufklärung, in der das moderne säkulare Menschenbild den Gedanken gebar, dass alle Menschen „bildsam“ seien. Alle können gebildet werden, insofern sie sich Mühe geben. Sieh an – „sofern sie sich Mühe geben“ oder, anders gesagt, sofern sie überhaupt einen Willen, einen inneren Drang, ein Interesse an Bildung haben. Dieser Gedanke scheint mir bei aktuellen Studien und Vorschlägen zur Unterrichtsentwicklung oft zu kurz zu kommen. Unterrichts- und Schulkonzepte können noch so differenziert, intelligent und engagiert gestaltet sein, wenn der Schüler keine Lust zum Lernen hat. Dann stoßen das System Schule und dessen Beschäftigte an ihre Grenzen.

„Der deutsche Idealismus wendet den Bildungsbegriff zum Subjektiven. Bildung wird verstanden als Bildung des Geistes, der sich selber schafft. Dieser bei Fichte beschriebene Prozess lässt sich in der Formel fassen: ‚Das Ich als Werk meiner Selbst.‘ Außerdem ist es Fichte, der seinen Bildungsbegriff das erste Mal auf objektives Faktenwissen begründet. Ziel ist wie bei den Denkern der Aufklärung die Genese einer vollkommenen Persönlichkeit.“⁶

Ob jemand Bildung erwirbt, ist demnach vor allem eine Frage des Umgangs mit sich selbst. Dies ähnelt den Gedanken aus Jean-Jacques Rousseaus pädagogischem Hauptwerk „*Emile*“ (1762), worin es heißt: „*Nicht der Mensch hat am meisten gelebt, welcher die höchsten Jahre zählt, sondern derjenige, welcher sein Leben am meisten empfunden hat.*“⁷ Denn erst eine umfassende Bildung differenziert unsere Gedanken, Vorstellungen und Gefühle.

Das gesellschaftliche Endziel der Bildung ist dann der souveräne Umgang mit der eigenen Freiheit in der Gesellschaft, so Immanuel Kant. Sich bilden ist demnach auch die Frage, welche Rolle ich in der Gesellschaft spielen möchte. Oder,

6 Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*. Frankfurt am Main 1994, S. 160f.

7 Zitat entnommen aus: Jean-Jacques Rousseau: *Emil oder über die Erziehung*. Erster Band, zweites Kapitel. Leipzig 1998, online abrufbar unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/3811/2> (zuletzt aufgerufen am 04.08.2014)

um mit den Worten Georg Wilhelm Friedrich Hegels über Goethes Bildungsroman „*Wilhelm Meisters Lehrjahre*“ (1796) zu sprechen, ein „*Spagat zwischen der Poesie des Herzens und der Prosa der Verhältnisse*“.⁸

Vergleichbare Bildungskonzepte gibt es bei Johann Gottfried Herder, Johann Friedrich Herbart oder Johann Heinrich Pestalozzi – immer wieder geht es um den Prozess, in dem der Mensch seinen Horizont stückweise erweitert und sich dabei selbst vervollkommnet. An dieser Stelle lassen sich Parallelen zu Wilhelm von Humboldt finden, dessen Grundanliegen darin bestand, ganz im Geiste Herders und Pestalozzis allen Staatsbürgern Bildung zugänglich zu machen.

Ideen und Erfolge Wilhelm von Humboldts

Was kann man als Minister schon in 14 Monaten bewirken? In normalen Zeiten: nichts. Und in der heutigen Zeit? Vielleicht Aufsehen erregen, wie ein adliger, bayerischer, redegewandter Spross, der heute EU-Kommissionsberater ist. Aber manchmal bläst ein Sturm ein Fenster auf, und der eigentlich so fein austarierete politische Prozess wird so durcheinander geschüttelt, dass auch größte Sprünge möglich werden. So geschehen nach der Niederlage der vereinigten preußischen Heere gegen die napoleonische Streitmacht 1806, in deren Folge die bis dahin wohl größte Reformbewegung Preußen ergriff. Militärreform, Agrarreform, Bauernbefreiung, Wirtschaftsreform, Verwaltungsreform und eben auch eine Bildungsreform umfassten die Stein-Hardenberg'schen Reformkonzepte zum Beginn des 19. Jahrhunderts.

Freiherr vom und zum Stein hatte den seit 1802 als preußischen Residenten in Rom am Päpstlichen Stuhl weilenden Wilhelm von Humboldt mit der Leitung der „Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts“ in Preußen betraut. 1808 kam er nach Berlin zurück und wurde am 20.02.1809 in Königsberg zum Leiter des preußischen Unterrichtswesens ernannt. Von da an hatte Humboldt weitgehend freie Hand für die Neuordnung des gesamten Bildungswesens. Er reformierte Lehrpläne, Lehrerausbildung und Prüfungsordnungen, er führte das Gymnasium als zum Universitätsstudium hinführende Schule ein, und alles orientiert an einem Bildungsideal, das nicht von Wissen, von Stoff, von politischen oder Nützlichkeits-Erwägungen geprägt war, sondern von der Entfaltung des Individuums.⁹

⁸ Vgl. zur Geschichte des Bildungsbegriffes den knappen Exkurs bei: Richard David Precht: *Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern*. München 2013, S. 26-28.

⁹ Vgl. zu den Angaben der Lebensdaten und Berufsetappen Wilhelm von Humboldts Rudolf Vierhaus: *Die Brüder Humboldt*. In: Etienne François/ Hagen Schulz (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, Band 3. München 2001, S. 15.

So beispielsweise formulierte er in einem Bericht an König Friedrich Wilhelm III. aus dem Dezember 1809: *„Jeder ist offenbar nur dann ein guter Handwerker, Kaufmann, Soldat und Geschäftsmann, wenn er an sich und ohne Hinsicht auf seinen besonderen Beruf ein guter, anständiger, seinem Stande nach aufgeklärter Mensch und Bürger ist. Gibt ihm der Schulunterricht, was hierzu erforderlich ist, so erwirbt er die besondere Fähigkeit seines Berufs nachher sehr leicht und behält immer die Freiheit, wie im Leben so oft geschieht, von einem zum andern überzugehen.“*¹⁰

Ein guter Facharbeiter wird man nach Humboldt dann, wenn man eben nicht nur als Facharbeiter ausgebildet wird. *„Jeglicher Berufsausbildung“* soll deshalb *„eine allgemeine Menschenbildung vorangehen“*. Die überwältigende Mehrheit der damals in Preußen lebenden Menschen hatte aber gar keine andere Möglichkeit, als mit genussfreier Arbeit das unmittelbare Existenzminimum zu sichern. Doch in Humboldts Bildungs-Ideal sollte das ihm vorschwebende Privileg für alle gelten: *„Das höchste Ideal des Zusammenexistierens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst und um seiner selbst willen sich entwickelte.“* Seine Bildungsreform war der Versuch, so viel wie möglich von diesem individuellen Geist auch in den zwangsläufig auf Masseudurchsatz ausgerichteten staatlichen Bildungsinstitutionen zu verwirklichen.

Um Mensch zu sein, galt es nach Humboldt also nicht nur zu arbeiten. Es gibt auch anderes Gleichberechtigtes, wie etwa Geselligkeit, Muße und Genuss. Aus diesem Grund haben sich die Schulen und Universitäten bei ihrem Bildungsstoff nicht vorrangig nach den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Staates zu richten. Wie wunderbar das klingt in einer Zeit, in der heute der Rotstift des Finanzministers die Unterrichtsqualität bestimmt, da oftmals in Folge nicht besetzter Lehrerstellen Unterricht ausfällt, Klassen zusammengelegt oder fachfremd vertreten werden müssen.

Gemeinsam mit seinen Mitarbeitern Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, Johann Wilhelm Süvern und Alexander von Uhden erarbeitete Humboldt ein völlig neues Schulkonzept. Der Diplomat und Schöngest, der selbst nie eine Schule besucht hatte geschweige denn je als Lehrer unterrichtete, veränderte die Stundentafeln radikal, organisierte das Prüfungssystem neu und sorgte dafür, dass Lehrer von nun an professionell zu Lehrern ausgebildet werden. Die allgemeine Schulpflicht in Preußen – sie galt mit dem Preußischen Allgemeinen Landrecht seit 1794 – wurde endlich ernst genommen. Es wurden Schulen gebaut, um auch der Landbevölkerung einen dreijährigen Elementarunterricht zu ermöglichen. Jeder sollte lesen, schreiben und schriftlich rechnen lernen – eine

10 Wilhelm von Humboldt: *Rechenschaftsbericht an den König*, Dezember 1809; zit. n. Thomas Ellwein. *Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Königstein 1985, S. 116

alte Forderung, die Johann Amos Comenius (1592-1670) bereits 150 Jahre zuvor stellte.¹¹

Dem Elementarunterricht folgte als nächste Stufe der Schulunterricht und bei Bedarf das Studium an einer Universität. 1810 gründete Humboldt die Berliner Universität. Geistesgrößen, wie Fichte oder Schleiermacher, kamen hier zu Amt und Würden.

Von diesem Bildungsweg sollte grundsätzlich niemand ausgeschlossen sein. Im deutlichen Gegensatz zur undurchlässigen preußischen Ständegesellschaft wollte Humboldt Gymnasium und Universität auch jedem öffnen, der die Fähigkeit mitbrachte, dort zu lernen und zu forschen. Wie sich Humboldt die Forschung vorstellte, lässt sich heute noch im Archäologischen Institut der Humboldt-Universität in Berlin ahnen. Ein Seminarraum wie vor 200 Jahren: Mit braunem Leder überzogene Tischplatten, darauf hölzerne Lesepulte, Abgüsse antiker Statuen und rundum Bücherregale bis hinauf zur Decke. Heinz-Elmar Tenorth, Professor für Historische Erziehungswissenschaft an der Humboldt-Universität in Berlin dazu: *„Der Professor saß mit seinen Studenten inmitten des Materials, beim strittigen Fall griffen die nach hinten zum Buch, hatten ihre Lexika, Wörterbücher, Abdrucke von Sammlungen und haben am Text hier sitzend Forschung betrieben. Und die Einheit von Forschung und Lehre ist in den frühen Textwissenschaften, in den Seminaren: Dass man inmitten der Texte, inmitten der Auskunftsmittel sitzt und sich unmittelbar damit beschäftigt, Professor und Studierende in gleicher Weise autonom am Text.“*¹² Das waren zwei zentrale Prinzipien in Humboldts Konzept: Die *„Einheit von Forschung und Lehre“* und die *„Gemeinsamkeit von Lehrenden und Lernenden“*. Forschung ist das entscheidende Merkmal der Universität: Die Suche nach neuen Erkenntnissen, die nie abgeschlossen ist. Und wer sich intensiv der Forschung widmet, meinte Humboldt, lernt nicht nur Fachliches. Er erwirbt auch eine allgemeine Bildung des Charakters und kann seine Persönlichkeit entfalten.

Ein drittes Prinzip kam hinzu: Die Arbeit an der Universität sollte in *„Einsamkeit und Freiheit“* stattfinden. Dazu sagt Tenorth: *„Einsamkeit und Freiheit heißt die individuelle Zurechnung von Leistungen und die Freiheit gegenüber dem Staat, was die Forschung angeht – nicht was die Berufungen angeht. Humboldt hat ganz früh gesagt, berufen muss der Staat, was die Professoren angeht, de-*

11 Richard David Precht: *Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern*. München 2013, S. 34f.

12 Matthias Hennies: *Wilhelm von Humboldt und sein Weg nach Bologna*. Ausstellung über die Gründung der Berliner Universität. Beitrag vom 23.09.2010 beim Deutschlandfunk. Online abrufbar unter: http://www.deutschlandfunk.de/wilhelm-von-humboldt-und-sein-weg-nach-bologna.1148.de.html?dram:article_id=180628 (zuletzt aufgerufen am 04.08.2014)

nen traue ich nicht.“¹³ Vor allem die Günstlingswirtschaft der Professoren hatte dazu geführt, dass die meisten deutschen Universitäten nicht mehr auf der Höhe ihrer Zeit waren. Das war Humboldt nicht entgangen. Außer bei den Berufungen bestand er aber rigoros auf der Unabhängigkeit vom Staat. Er wollte, dass die Universitäten auch wirtschaftlich selbständig wären und sich aus eigenen Landgütern finanzierten. Doch dieser Plan ließ sich nicht durchsetzen. Und heute? Heute hat sich die Universität noch nicht von Humboldt verabschiedet, aber sie legt ihn sich in einer Weise zurecht, die ihn ziemlich unkenntlich macht. Humboldt wollte die Universität zu einem wissenschaftlichen Zentrum machen – aber die Verschulungstendenz, gegen die sich Humboldt eigentlich im Namen der Wissenschaft wendete, ist heute sehr stark geworden. Dabei sollte sich die Universität wieder auf ihre zentrale Aufgabe konzentrieren, so wie sie Humboldt vor 200 Jahren definiert hatte: „An Wahrheit orientierte Forschung, die zunächst nicht auf Verwertbarkeit schießt, sondern Interesse an Erweiterung der bisherigen Kenntnisse hat.“¹⁴

Zurück zur Schulbildung: Das hohe Tempo, das der außergewöhnliche Moment vorgab, ließ Humboldt kaum Zeit, seine Ideen zu fertigen Konzepten ausreifen zu lassen. Dies beweist der eher fragmentarische Charakter eines Großteils seiner Aufzeichnungen.¹⁵ Diesen Eindruck hat man in verstärktem Umfang heute bei den Bemühungen vieler Bildungspolitikern, wenn wieder einmal „eine Reformsau nach der anderen durch das Dorf getrieben wird“ – egal, ob sie individuelle Abschlussphase oder verlängerte Schuleingangsphase heißt oder Fächerneubildungen umfasst, von MNT bis zum Unterrichtsfach Gesellschaftswissenschaften, für die es weder Lehrpläne, Fachlehrer noch Fachbücher gibt.

Doch Humboldt hielt trotz der rasanten Entwicklung an seiner Vorstellung der „allgemeinen Menschenbildung“ fest, deren Ziel nicht ein bestimmter Beruf, sondern „die Ermöglichung eines weiterführenden Lernens“ ist. Neben der Vermittlung von Wissen geht es in der Schule vor allem darum, das Lernen zu lernen. Das kommt uns heute bekannt vor. Humboldt schrieb dazu in seinem Königsberger Schulplan: „Der junge Mensch ist also auf doppelte Weise, einmal mit dem Lernen selbst, dann mit dem Lernen des Lernens beschäftigt.“¹⁶ Heutzutage beschreibt dies auf Grundlage eines erweiterten Lernbegriffs den Bereich der Kompetenzentwicklung.

13 Ebenda.

14 Ebenda.

15 Vgl. dazu Andras Flitner/ Klaus Gel: *Nachwort der Herausgeber der Werke Wilhelm von Humboldts in fünf Bänden; Band 1: Schriften zur Anthropologie und Geschichte*. Darmstadt 1960, S. 607.
16 Wilhelm von Humboldt: *Ueber die mit dem Königsbergischen Schulwesen vorzunehmenden Reformen*. In: Albert Leitzmann (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldts Werke* (= Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. 13). Berlin 1920, S. 259-276, hier S. 268.

Schulen sollen, so Humboldt, in erster Linie dazu dienen, die Persönlichkeit von Kindern zu entwickeln. Sie sollen den Heranwachsenden helfen, sich so gut wie möglich in der Welt zurechtzufinden. Auch dafür hat unsere heutige Zeit einen Begriff. Es geht um den Erwerb von „soft skills“, also der Gesamtheit aller individuellen Fähigkeiten und Einstellungen. Aufgabe des Lehrers ist es dabei, so Humboldt, sich nach und nach überflüssig zu machen. Heute spricht man dabei von Lernbegleitern oder „Lerncoaches“.

Sind diese Ziele erreicht, so besitzt der junge Mensch die Reife, an der Universität zu studieren; an einer Universität, an der Studenten und Professoren gemeinsam forschen, gemeinsam nachdenken und ihr Fach auf diese Weise weiterbringen. Schaut man sich heute in Hochschulen um, beginnt vielerorts meist schon vor Studienbeginn der Kampf um die Vergabe von Studienplätzen, später von Sitzplätzen in Hörsälen und am Ende der Kampf um einen Prüfer, den man vielleicht schon „einmal gesehen“ hat. Von Kennen möchte ich hier nicht sprechen.

Ein Bildungssystem, wie es Humboldt skizzierte, kennt zudem kein Sitzenbleiben und keine Noten. Auch dafür finden wir heute passende Begriffe. Statt Sitzenbleiben wird heutzutage die „Verweildauer“ erhöht, und an die Stelle von Noten treten „Lernentwicklungsberichte“ und „Kompetenzbögen“, die allerdings die traditionelle Notengebung bislang noch nicht ablösen konnten und so schnell auch nicht ablösen werden. Das wäre ein anderes Thema, über Sinn und Unsinn der Notengebung zu sprechen – nur soviel an dieser Stelle dazu: Solange Industrie und Wirtschaft Noten als Bewertungsinstrumentarium einfordern, da scheinbar objektiv und schnell erfassbar, und solange mit allen am Bildungsprozess Beteiligten nicht geübt wird, alternative Formen der Leistungsfeststellung zu schreiben und zu lesen, wird sich daran auch nichts ändern.

Dass Humboldt auf Noten verzichtete, ergibt sich konsequenter Weise aus seinem Bildungsziel, der Persönlichkeitsentwicklung. Diese lässt sich gewiss nicht durch ein Dokument mit Ziffern ausdrücken, sondern allenfalls in Form eines schriftlichen Gutachtens als Abgangszeugnis.

Soweit in Kürze Humboldts Ideen und Lehren. Seine Erwartungen wurden jedoch enttäuscht. Das Innenministerium behielt die Kontrolle und sorgte dafür, dass die Bildungspolitik nicht, wie Humboldt erhofft hatte, „frei und nach bildungstheoretischen Gesichtspunkten durchgeführt“ wurde. Der preußische Staat hatte nie vor, ein von unmittelbar praktischen Verwertungszwecken freies Bildungssystem zu etablieren. Dass Bildung nicht „verzweckt“ werden darf, um ihren Zweck zu erfüllen, leuchtete den Hütern der öffentlichen Ordnung zu keinem Zeitpunkt ein.¹⁷

¹⁷ Vgl. dazu: Richard David Precht: *Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern*. München 2013, S. 37. Rudolf Vierhaus: *Die Brüder Humboldt*. In: Etienne François/Hagen Schulz (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, Band 3. München 2001, S. 15f.

Völlig entnervt, düpiert und bedient reichte Wilhelm von Humboldt am 29. April 1810 als Minister sein Rücktrittsgesuch ein. Gut ein Jahr hielt es der feinfühligste Humanist in der drögen und rückständigen preußischen Regierung aus. Das von ihm etablierte, reformierte Gymnasium wurde keine allgemeine Bürgerschule, sondern eine Schule der Elite bis heute. Bildung an einem Gymnasium zu erlangen, bedeutete von nun an für eine kleine Oberschicht, sich durch Bildung und Statussymbol gegenüber einer breiten Mehrheit der Bevölkerung abzuheben – also genau das Gegenteil dessen, was Humboldt beabsichtigt hatte. Statt möglichst viele Schichten einzuschließen, diente Bildung nun dazu auszuschließen.

Aktuelle Bildungskritik in zwei Filmen

Im vergangenen Jahr machten zwei Filme von sich reden, die unterschiedlicher nicht hätten sein können. Und doch haben beide etwas mit dem Thema Bildung zu tun; zum einen ernst und nachdenklich, zum anderen heiter und frivol. Begrüßte der eine Film mehr als sieben Millionen Kinobesucher und damit die meisten im Filmjahr 2013, lief der andere nur in Spartenkinos ausgewählter Städte. Die Rede ist von „*Alphabet*“ und „*Fack ju Göhte*“.

Dokumentarfilm einerseits, derbe Unterhaltungskultur andererseits; Ernsthaftigkeit versus Klamauk; prekariatives Sprachverständnis versus Gesellschaftskritik. Worum geht es in beiden Filmen, und was haben sie mit Humboldt zu tun?

Die Teenagerkomödie „*Fack ju Göhte*“, lockte im vergangenen Jahr vor allem die Berufe und Bildungsschichten ins Kino, die in der Klamotte am gnadenlosesten und lustigsten durch den Kakao gezogen werden: Erzieher, Lehrer, Teenagerversteher. Tatsächlich lässt sich dieser Film auch als soziologischer Crashkurs anschauen: Bildungsmisere, Migrantenthematik, Mobbing und Gewalt an Schulen, Sprachverrohung, Rechtschreibreform.

Die Handlung ist – mit Verlaub – ein routiniert gebauter Schwachsinn. Ein Ex-Knacki lässt sich an einer Schule anstellen, um dort einen unter der Turnhalle vergrabenen Schatz zu heben, und wird als Aushilfslehrer nach Einsatz äußerst fragwürdiger Erziehungsmethoden zum Liebling aller Lehrer und Schüler.

„*Fack ju Göhte*“ setzt am untersten Sprachniveau an, wo es auch bis zum Ende des Filmes bleibt, um im Laufe der nächsten neunzig Minuten Slapstick, Humor und Selbstironie einzuführen und um verbale Grobheiten immer wieder als Tusch und Fanfare einzusetzen.

Gesprochen wird ein grobes, derbes, plastisches, „wunderbar“ falsches Deutsch, das aber auf Anhieb für viele richtig klingt: Kiezdeutsch, cooles Deutsch, Locker-Deutsch, Multikulti-Deutsch. „*Gib zwei Euro. Ich muss Gut-haben kaufen.*“, oder „*Ey, red ma' höflich, du Opfer.*“

Damit werben die Autoren des Films um Vertrauen beim Zuschauer. Die Botschaft lautet: „*Wir kennen dich. Wir wissen, wie du und deine Freunde miteinander reden, und wir sprechen dieselbe Sprache. Also lehn dich zurück, und genieß diesen Film.*“¹⁸

Das Ideal zivilisierten pädagogischen Umgangs wird in diesem Film ad absurdum geführt: Der Lehrer schießt mit einer Paintball-Kanone auf seine Schüler. Durchsetzen kann sich in dieser Welt der deutschen Problemschule nur der, der über die schwerste sprachliche Schusswaffe verfügt und nicht zögert, sie einzusetzen.

Genau aus dieser brutalen Direktheit des Ausdrucks – und aus den Momenten, in denen jene brutale Direktheit durch die Mittel der Übertreibung und Ironie in eine höhere Wahrheit kippt – bezieht der Film seinen Reiz, der meines Erachtens darin lag, wie es dem Aushilfslehrer gelang, von den Schülern akzeptiert zu werden. Außer durch seine bestechende Optik und seinen Altersbonus gelang es ihm vor allem durch sein Verständnis gegenüber den Jugendlichen, sie für sich zu gewinnen. Er nimmt sie im Laufe des Filmes zunehmend ernst und zeigt Interesse an ihnen, an ihrer Person, an ihrem Handeln. Er versteht sich als „Lehrer“-Person auf Augenhöhe der Schüler. Darin liegt sein Geheimnis, von dem er vermutlich selbst nichts weiß. Erkennbar ist hier der Lehrer als Lernbegleiter, wenn gleich sehr fraglich in seinen Methoden, aber vor allem in seiner interessierten Haltung gegenüber den Schülern und weniger am Fach – ein Ergebnis, das so nicht überrascht. Ihm gelang es, obwohl natürlich stark übertrieben und stilisiert, die Schüler freiwillig vom Wert der Bildung zu überzeugen.

Im Schulalltag hingegen sehen sich Pädagogen häufig mit der Aufgabe konfrontiert, den Schüler vom Lernen überzeugen zu müssen. Vor diesem Hintergrund sind leistungs- und lernheterogene Schulklassen zum Zweck von Integration und Inklusion jedoch nicht zu realisieren, wenn die Bereitschaft zum gemeinsamen Lernen nicht besteht; ganz abgesehen von oftmals fehlenden personellen und räumlichen Rahmenbedingungen.

Zeitgleich lief in einigen deutschen Kinos „*Alphabet*“ vom österreichischen Dokumentarfilmer Erwin Wagenhofer. Er begreift das Thema „Bildung“ sehr viel umfassender und radikaler, als dies üblicherweise geschieht. Fast alle Bildungsdiskussionen sind darauf verkürzt, in einem vom Konkurrenzdenken geprägten Umfeld jene Schulform zu propagieren, in der die Schüler die beste „Performance“ erbringen. Wagenhofer begibt sich auf die Suche nach den Denkstrukturen, die dahinter stecken. *Was wir lernen, prägt unseren Wissens-*

18 Moritz von Uslar: *Geisterkrank. Die Teenagerkomödie „Fack ju Göhte“ ist der erfolgreichste deutsche Film des Jahres.* Eine Sprachkritik. In: Die Zeit 50 (2013). Online abrufbar unter: <http://www.zeit.de/2013/50/teenagerkomoedie-fack-ju-goethe-sprachkritik> (zuletzt aufgerufen am 04.08.2014)

vorrat, aber wie wir lernen, prägt unser Denken. Hier erkennen wir den unmittelbaren Bezug zu Humboldt, der zwischen Wissen und Bildung unterschied und forderte, das „*Lernen zu lernen*“.

Für seine Betrachtung von Bildungssystemen im Zeichen der Globalisierung hat Wagenhofer prominente Experten vor die Kamera geholt; darunter den deutschen Neurologen Gerald Hüther, einen vehementen Kritiker des steigenden Leistungsdrucks in den Schulen. Dieser bemängelt, dass unser Schulsystem immer noch wie im 19. Jahrhundert funktioniere, als Menschen nicht ihr Potenzial ausschöpften, sondern an den Maschinen der immer noch zunehmenden Industrialisierung funktionieren sollten. Statt Neugier und Hinterfragen gelten Anpassungsfähigkeit und bedingungsloses Erfüllen von Vorgaben. Wiederum ein Film, der die Gemüter spaltet, denn zu kurz kommen in diesem Film all jene, die täglich mit großem Engagement mit Kindern arbeiten – Erzieher, Eltern und eben auch Lehrer.

Hüther befindet sich mit seiner Kritik am deutschen Bildungssystem an ähnlicher Stelle wie Humboldt zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Beide stehen vor dem Problem, dass sie die Verhältnisse nicht ändern konnten, ohne die Menschen zu ändern, und dass sie die Menschen nicht ändern können, solange sich die Verhältnisse nicht ändern lassen. Ein traditionelles dreigliedriges Schulsystem kann den aktuellen Anforderungen, die sich aus Kompetenzentwicklung und Formung einer Bildungselite sowie aus Inklusion und individueller Förderung ergeben, nicht gerecht werden. Das unglaubliche Engagement vieler Pädagogen, Schulsozialarbeiter oder außerschulischen Bildner ist unbedingt zu würdigen, bleibt aber auf lange Sicht und vor dem Hintergrund einer auf die Person bezogenen Kosten-Nutzen-Rechnung fast ohne Erfolg.

Was Wagenhöfer mit dem Film jedoch zu Recht deutlich macht, ist, dass unser Wirtschafts- und Gesellschaftssystem durch krisenhafte Entwicklungen zunehmend in Frage gestellt wird und Antworten darauf ausbleiben. Die politisch und wirtschaftlich Mächtigen wurden zum Großteil an den besten Schulen und Universitäten ausgebildet. Ihre Ratlosigkeit ist jedoch deutlich zu spüren, und an die Stelle einer langfristigen Perspektive ist kurzatmiger Aktionismus getreten.

Aus dem Rückblick auf Humboldts Wirken zu Beginn des 19. Jahrhunderts und beiden Filme als, wenngleich zugespitzte, Beispiele aktueller Bildungskritik lassen sich Gedanken für die Aktualität der Ideen Humboldts ableiten. Also, wenn Sie so wollen – Humboldt heute.

Zur Aktualität von Wilhelm von Humboldts Ideen

Jemanden unterrichten klingt dröge. Jemanden bilden klingt gut. Was ist nun geblieben von den Ideen Humboldts? In dem, was in der Nachfolge Humboldts

Bildungsideal heißt, steckt nicht nur die vage Idee einer zweckfreien Bildung für möglichst viele, wenn nicht sogar für alle. Im 19. Jahrhundert galt Humboldt weitgehend als eine persona non grata, als ein preußischer Phantast. Und da er von seinem umfangreichen Aufzeichnungen zu Lebzeiten fast nichts veröffentlicht hatte, fehlte ihm überdies auch die Voraussetzung, ein Klassiker zu werden.

Was bleibt von Wilhelm von Humboldt heute noch übrig?¹⁹ Als Erstes blieb der Streit um die Frage: „Bildung oder Ausbildung?“

Liest man die Studien gegenwärtiger Erziehungswissenschaftler, so orientieren sie sich an den Worten wie Bildungskapital, Humankapital, Bildungsressource oder Bildungsmarkt. Es scheint, dass die kapitalistische Ökonomie die Worte der Pädagogen und Sozialwissenschaftler verschlingt. Kurzum, Bildung gilt aus ökonomischer Sicht heute als „zentraler Bestimmungsfaktor des langfristigen volkswirtschaftlichen Wachstums.“²⁰ D.h., je gebildeter eine Gesellschaft ist, umso wirtschaftlich produktiver ist sie, Bildung ist heute integraler Bestandteil der Verwertungsgesellschaft.

Das zweite Humboldt'sche Erbe ist die Frage nach dem politischen Auftrag des Bildungssystems: Selbst der noch so ökonomisch denkende Erziehungs- und Sozialwissenschaftler erkennt den Wert der Bildung nicht nur als „Düngemittel“ des Bruttoinlandsproduktes. Damit eine Demokratie funktionieren kann, braucht sie viele Bürger, die die demokratischen Prozesse tatsächlich auch verstehen. Klaus Hurrelmann, Berliner Erziehungswissenschaftler, dazu: „*In einer demokratischen Gesellschaft benötigen die Bürgerinnen und Bürger (...) zumindest ein Grundverständnis dieser Prozesse, da sie sonst die Entscheidungen ihrer gewählten Repräsentanten und Repräsentantinnen – unabhängig davon, ob sie diesen zustimmen – nicht länger nachvollziehen können. Bildung ist daher ein wichtiger Faktor für die Bearbeitung einer politischen Legitimationskrise: Können wichtige Entscheidungen und Maßnahmen nicht an die Bevölkerung vermittelt werden, so verlieren die Regierenden, die politischen Institutionen und das politische System ihre Legitimationsgrundlage.*“²¹

Dass diese Gefahr besteht, zeigt der seit dem Jahr 2000 jährlich veröffentlichte „Thüringen Monitor“ der Thüringer Landesregierung. In dieser repräsentativen Befragung, durchgeführt von der Friedrich-Schiller-Universität Jena, kommt zum Ausdruck, dass etwa 80 % der Befragten die Demokratie als beste aller Staatsformen erachten. Das heißt im Umkehrschluss aber auch, dass konstant 20 % aller Befragten dieses System nicht gut heißen. Gravierender wird

¹⁹ Vgl. zum Erbe von Wilhelm von Humboldt den Gedankengang bei Richard David Precht: *Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern*. München 2013, S. 43-48.

²⁰ Gudrun Quenzel/Klaus Hurrelmann: *Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten*, Wiesbaden 2010, S. 22. 21 Ebenda, S. 18.

diese Zahl bei der Frage nach der „Performanz“, also mit der Zufriedenheit der tatsächlichen Umsetzung der Demokratie als Herrschaftsform. Hier wird deutlich, dass nur etwa jeder Zweite mit der praktischen Demokratieerfahrung zufrieden ist. Und von denen, die es nicht sind, befürwortet jeder Zweite sogar die Diktatur mit der Begründung: „Die Diktatur hat auch ihre guten Seiten.“ Auffallend ist zudem auch der unmittelbare Zusammenhang zwischen sinkendem Bildungsgrad und Diktaturaffinität.²² Erschreckend!

Uns allen sollte also im Interesse eines stabilen, demokratischen Herrschaftsystems viel Interesse an der Bildung liegen.

Das dritte Humboldt'sche Erbe ist die Frage nach der Rolle der Schulen bei der Entwicklung der Schülerpersönlichkeit: Einerseits schrieben die Lehrpläne der Gymnasien Humboldts Gedanken der von praktischen Zwängen weitgehend freien Bildung fast zwei Jahrhunderte fest. Andererseits aber stellten sie zugleich das Wissen, das Auswendiglernen und Abfragen weit über die Persönlichkeitsentwicklung der Schüler. Aus der Bildung der Schülerpersönlichkeit wurde im deutschen Schulsystem Abrufbarkeit von Wissen auf Zeit.

Vernachlässigt wurde lange Zeit, dass nur eine gelebte Bildung tatsächlich Bildung ist. In jedem Fall ist sie mehr als die Summe ihrer Zutaten, bestehend aus angeleitetem und großväterlich ausgewähltem Wissensstoff, angereichert mit moralischen Maximen und Reflexionen. In diesem Sinne ist Bildung auch nicht durch Tests messbar oder gar ablesbar an Manieren. Wer Goethe zitiert oder im Schrank stehen hat, verrät nicht zwingend, ob er oder sie gebildet ist. Oder wie sonst sind die humanen Katastrophen des 20. Jahrhunderts zu erklären?

Wissen verhält sich zu Bildung wie Kennen zu Können. In erster Linie bedeutet Bildung, sehr viele verschiedene Dinge produktiv miteinander verbinden zu können und damit vielfältigere, eigene Gedanken zu entwickeln. Der Gebildete prägt einen eigenen Stil des Denkens aus und verleiht seinem Wissen vielfältige Abstufungen und Schattierungen. Schule und Unterricht messen jedoch genau das nicht, sondern eher Lernleistungen zu einem bestimmten Zeitpunkt. Das Bildungsziel, das seinen Ausdruck in einem Benotungs- und Prüfungssystem findet, ist folglich ein quantitatives und kein qualitatives.

Zweckfreie Bildung, die einzig und allein der Persönlichkeitsentwicklung dient, wie es Humboldt forderte, ist somit eine hoch idealisierte Vorstellung. Stattdessen besitzt Bildung heute eher eine Selektions- und Legitimationsfunktion – Schule als Statusgarant und Treppe des sozialen Aufstieges.

²² Vgl. zu den Ergebnissen des *Thüringen Monitors* von 2013 die online Publikation abrufbar unter http://www.thüringen.de/imperia/md/content/tsk/thüringen-monitor_2013_mit_anhang.pdf ab Seite 76ff. (zuletzt aufgerufen am 04.08.2014)

Fazit

Lassen Sie mich zum Abschluss kommen und dabei versuchen, die Aktualität Wilhelm von Humboldts – zugegebener Maßen zugespißt – zu erläutern.

Gewiss war er kein Politiker – erst recht kein Bildungspolitiker in unserem heutigen Verständnis, aber er wurde in den Jahren der Reform Preußens zum Staatsmann, dessen Lebensmaxime in der selbstbestimmten eigenen Bildung und dem eigenständigen Weg der Erkenntnis bestand. Ihm gelang es, einen Teil seiner Idealvorstellungen vom reinen Menschentum in Verwaltungsgrundsätze umzusetzen.

Wer Humboldt liest, wird von der Aktualität seiner Ideen und seiner Warnungen geradezu bestürzt sein. Die Schule dürfe sich nicht an die Wirklichkeit, die sie umgibt, anpassen, lautete eine dringende Warnung, sonst werde sie ein Mittel zur wachsenden Entmündigung des Menschen. Wir haben das zugelassen, und wir müssen das Resultat bestätigen. Die verschiedenen Schulformen müssten klar voneinander unterschieden werden, die höhere dürfe nicht Bildungsinhalte der vorausgehenden aufnehmen, forderte er, sonst würde die letztere in der öffentlichen Achtung herabsinken. Auch dieser Grundsatz wurde missachtet und degradiert so insbesondere die Hauptschule immer weiter.

Die Schule dürfe sich nicht in einer Vielzahl konkreter Bildungsinhalte verlieren, lautet eine weitere Mahnung, sonst vermittele sie Wissen anstelle von Bildung. Gerade angesichts einer unübersehbaren Fülle von Informationen im Internetzeitalter, einer Flut von konkretem Wissen, mit dem wir konfrontiert werden, ist die Konzentration auf prinzipielle, formgebende, wie Humboldt sagen würde, Inhalte überlebenswichtig für den Geist. Die Masse von Einzelwissen beschleunigt die Partikularisierung des Denkens; wir verlieren uns immer mehr in raffinierte Einzelheiten und entfernen uns dabei immer weiter von einem wirklich übergreifenden Verständnis unserer Umwelt.

Ebenso verhält es sich mit Eliteschulen. An einem Berliner Gymnasium wurden in so genannten „Profilklassen“ naturwissenschaftlich „begabte“ Schüler bereits in der Oberstufe von Hochschulprofessoren unterrichtet. Das ist Erziehung zu hochspezialisiertem Fachidiotentum und leitet zusätzlich noch einen Prozess der Abwertung der Universitätsbildung ein.

Die Schule muss wieder der Ort werden, an dem es um die Darstellung und Beschäftigung mit Ideen geht, an dem sich der Geist in Ruhe formen kann. *Nur wenn das Kind sich als Subjekt begreifen lernt, wird es im Leben nicht zum bloßen Objekt gemacht werden können.* Es muss eine Idee davon bekommen, dass es etwas Höheres, Schöneres gibt. Deshalb muss die Schule notwendigerweise in einem gewissen Grad in einer Antithese zur Wirklichkeit stehen und sollte Ideale aufstellen können. So kann der Schüler die Wirklichkeit überprüfen und

diese dann auch verändern wollen.

Wir stehen an einer ähnlichen Wegkreuzung wie der, an der sich vom und zum Stein und von Humboldt zu Beginn des 19. Jahrhunderts befanden, und wir haben Entscheidungen zu treffen, die von der exakt gleichen Tragweite sind wie damals. Sämtliche Vorschläge, die die gegenwärtige Debatte um Bildung und Erziehung bestimmen, wie z. B. Turboabitur, praxisorientierter Unterricht, Inklusion, Gemeinschaftsschulen bis hin zur Privatisierung von Schulen und Universitäten, würden Verhältnisse im Bildungswesen einführen, wie sie *vor* den Humboldt'schen Reformen herrschten.

Stattdessen sollte uns daran gelegen sein, das allgemeine Bildungsniveau drastisch anzuheben, und zwar nicht nur für einige ausgewählte Kinder, sondern für alle gleichermaßen. Nicht Vermittlung von abfragbarem Wissen, keine Abrichtung durch ausschließlich praxisorientierten Unterricht, sondern Bildung des jungen Menschen zur abgerundeten, individuellen Persönlichkeit – so sollte der Ruf unserer Zeit lauten. Damit entsprächen wir den Erwartungen der Wirtschaft an Berufsanfänger mit einer fundierten, breiten Bildung, auf der man jedes Spezialwissen schnell erlangen kann, und den Wünschen des Staates nach verantwortungsvollen, am Gemeinwohl orientierten Bürgern sowie den Forderungen an die Humanität, die verlangt, dass wir den Heranwachsenden zuallererst als Menschen und dann als künftigen Berufstätigen behandeln, gleichermaßen.

Heute, gut zweihundert Jahre, eine industrielle und eine informationstechnische Revolution weiter, verfügen wir über ganz andere Mittel als das gerade von Napoleon gedemütigte Preußen. Wir besitzen eine Struktur von Wirtschaft und Gesellschaft, in der Humboldts Vorstellungen nicht nur abstrakte Ziele wären, sondern auf einen sehr konkreten Bedarf treffen. Jetzt ist es Zeit für Humboldt 2.0.

Dafür müssen wir eigentlich nur das ernst nehmen, was sich Wilhelm von Humboldt vor 200 Jahren wünschte: „*Das höchste Ideal des Zusammenexistierens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst und um seiner selbst willen sich entwickelte.*“²³ Jedes menschliche Wesen. Jedes aus sich selbst heraus. Jedes um seiner selbst willen. Ein Bildungswesen also, das nicht den Menschen allgemein in den Mittelpunkt stellt – sondern *jeden* Menschen ganz *individuell*.

In der von Hardenberg mitgetragenen Reform-Denkschrift von 1807 wurde kein Bildungsideal, aber ein politisches Ideal formuliert: die Demokratie.

23 Wilhelm von Humboldt: *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen* – Kapitel 3. Stuttgart 1995, S. 24. online abrufbar unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/2640/3> (zuletzt aufgerufen am 04.08.2014)

Dessen Umsetzung allerdings wurde weit, weit nach hinten geschoben: „*Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung: diese scheint mir die angemessene Form für den gegenwärtigen Zeit-Geist. Die reine Demokratie müssen wir noch dem Jahre 2440 überlassen, wenn sie anders je für den Menschen gemacht ist.*“²⁴ Bis zur (ziemlich) reinen Demokratie hatte es dann doch nicht ganz bis zum Jahr 2440 gedauert. Für sein „Bildungsideal“ hat Wilhelm von Humboldt kein Realisierungsdatum gesetzt. Aber was sollte uns davon abhalten, seine Verwirklichung zu versuchen?

²⁴ Karl August Freiherr von Hardenberg: „Über die Reorganisation des Preußischen Staats“ vom 12. September 1807. Abschnitt I. Allgemeine Gesichtspunkte. Online abrufbar über DGDB (= Deutsche Geschichte in Dokumenten und Bildern) http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_document.cfm?document_id=3551&language=german (zuletzt aufgerufen am 04.08.2014)

**Bewahren und weitergeben.
Die Franckeschen Stiftungen zu Halle –
ein Bildungskosmos mit 300-jähriger Tradition**

VON FRIEDERIKE LIPPOLD

Es gibt keinen zweiten Ort in Deutschland, an dem sich wissenschaftliche Forschung und praxisorientierte Ausbildung, aufbauend auf einem stabilen historischen Fundament, so eng miteinander verbinden wie im Bildungskosmos der Franckeschen Stiftungen. In den seit 1992 aufwändig sanierten Gebäuden der über 300 Jahre alten historischen Schulstadt August Hermann Franckes (1663-1727) sind heute ausnahmslos wissenschaftliche, pädagogische und kulturelle



Abbildung 1: Francke-Denkmal, Foto: Uwe Gaasch, Bamberg

Einrichtungen zuhause, die sich dem Erbe der gesellschaftlichen Reformen des Gründers verpflichtet fühlen. Mit dem Ziel der aktiven Teilhabe aller an der Gesellschaft setzte Francke an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert auf Bildung, führte den heute in der Realschule deutschlandweit verbreiteten Realienunterricht systematisch ein, professionalisierte den Lehrerberuf, gab aber auch den Impuls für die praktische Arbeit am Krankenbett im Rahmen des universitären Medizinstudiums und machte die Gemeindegarbeit zu einem wichtigen Teil des Theologiestudiums. Francke traf mit seinen bildungspolitischen Reformen den Puls der Zeit und agierte dank eines engmaschigen Netzwerkes geschickt in der frühneuzeitlichen Wissenschaftswelt sowie an den politischen Machtzentren in Berlin, London und St. Petersburg.

1698 hatte der lutherische Theologe und Pädagoge (**Abbildung 1**) den Grundstein für das Hallesche Waisenhaus gelegt, dessen Name für eine ganze Schulstadt (**Abbildung 2**) stand, und war damit an der Wende zum 18. Jahrhundert angetreten, die Welt mit umfassenden Reformvorhaben vor allem im Bildungssektor zu verändern. Jedes Kind, ob Waisenknabe, Tochter aus bürgerlichem Haus oder Sprössling eines europäischen Adelsgeschlechts sollte in einem durchlässigen Schulsystem eine persönlich zugeschnittene Ausbildung erhalten. Die Lehrer mussten entsprechend qualifiziert, der Schulunterricht modernisiert und die Lehrmaterialien bereitgestellt werden. Mit der Gründung des *seminarium praeceptorum*, des ersten Lehrerbildungsseminars, widmete sich Francke der fachlichen und didaktischen Ausbildung der Studierenden, die später als Lehrer an seinen Schulen unterrichteten, und professionalisierte damit erstmals den Lehrerberuf.¹ Bei der Konzeption seiner Bildungsmethode konnte Francke auf Initiativen in Mitteldeutschland aufbauen. Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen hatte zwischen 1618 und 1620 den Didaktiker und Begründer von Reformschulen, Wolfgang Ratke (Ratichius) (1571-1635), in Köthen wirken lassen. In Gotha hatte der Herzog Ernst der Fromme (1601-1676) eine Bildungsreform verwirklicht, die nicht das Auswendiglernen, sondern das Verstehen am Anschauungsobjekt in den Mittelpunkt stellte. In diesem Klima wuchs im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts August Hermann Francke in Gotha auf. Großen Einfluss auf das Bildungskonzept Franckes nahm Johann Amos Comenius (1592-1670). 1935 fand der Slawist Dmitrij Tschizewskij (1894-1977) im Archiv der Franckeschen Stiftungen Manuskripte von Comenius, darunter

¹ Vgl. Axel Oberschelp: *Das Hallesche Waisenhaus und seine Lehrer im 18. Jahrhundert. Lernen und Lehren im Kontext einer frühneuzeitlichen Bildungskonzeption*. Tübingen 2006 (Hallesche Forschungen, 19), S. 112-118. Zur Lehrerbildung allgemein: *Lehrer, Lehrerbild, Lehrerbildung. Bilder zur Geschichte des Lehrerberufs in Mitteldeutschland*. Hg. v. Hartmut Wenzel. Halle 2007 (Kataloge der Franckeschen Stiftungen, 18).

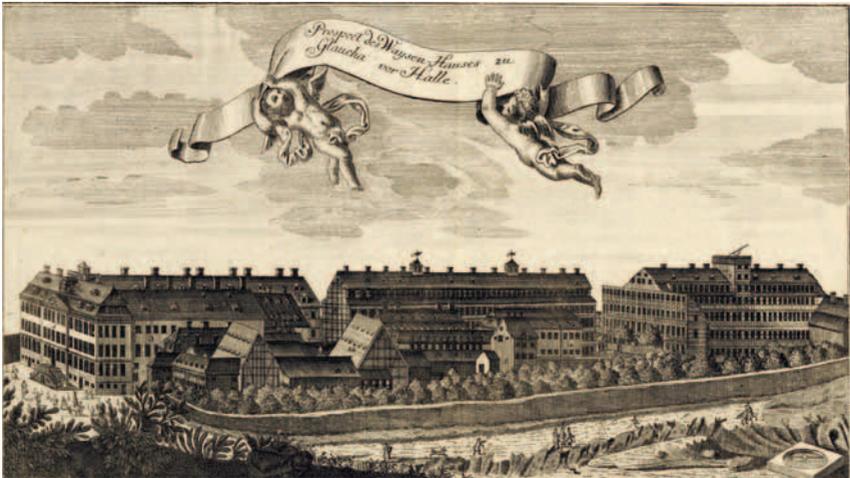


Abbildung 2: Historische Gesamtansicht der Franckeschen Schulstadt

das pansophische Spätwerk „Allgemeine Beratung über die Verbesserung der menschlichen Dinge“.² Den „Grundriß eines Bedenkens von der Aufrichtung einer Sozietät in Deutschland“, 1671 von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) entworfen³, aber auch die neuen Ideen katholischer Gelehrter im Bildungssektor nahm Francke aufmerksam wahr. 1698 veröffentlichte er die Übersetzung des französischen Bischofs Fénelon „Von der Erziehung der Töchter“ und weist sich damit noch heute als Kenner der Bildungsdiskussion seiner Zeit aus.⁴

Francke hatte die Bedeutung des Realienunterrichts erkannt und stellte diese Lehrmethode in den Mittelpunkt des Unterrichts an seinen Schulen. Dabei stützte er sich auf zwei heute sehr bedeutende Sammlungen. Zum einen war dies die

2 Herbert Egerland: *Der Lehrer als Humanist und Didaktiker*. In: *Lehrer* [s. Anm. 1], S. 11-17, hier S. 17. Vgl. auch Klaus Schaller: *Das Kind in der Pädagogik des J.A. Comenius (1592-1670)*. In: *Das Kind in Pietismus und Aufklärung*, Hg. v. Josef N. Neumann u. Udo Sträter. Tübingen 2000 (Hallesche Forschungen, 5), S. 17-31.

3 Dorothea Hornemann / Claus Veltmann: „Zur Erziehung der Jugend“. *Die Naturalienkammer August Hermann Franckes in der Tradition der frühneuzeitlichen Sammlungs- und Bildungskultur*. In: *Die Welt verändern. August Hermann Francke – Ein Lebenswerk um 1700*. Hg. v. Holger Zaunstock [u.a.]. Halle 2013 (Kataloge der Franckeschen Stiftungen, 29), S. 136f.

4 Juliane Jacobi: *Pädagogische Avantgarde um 1700. Franckes Schulgründungen im Kontext ihrer Zeit*. In: *Die Welt verändern* [s. Anm. 3], S. 215ff. Zum Bildungsgeschichtlichen Kontext allgemein: *Zwischen christlicher Tradition und Aufbruch in die Moderne. Das Hallesche Waisenhaus im bildungsgeschichtlichen Kontext*. Hg. v. Juliane Jacobi. Tübingen 2007 (Hallesche Forschungen, 22).

Bibliothek, die bereits wenige Jahre nach ihrer Gründung (1698) zu den einflussreichen Bibliotheken der Zeit zählte. Nicht nur die Sammlung selbst war im Kontext der damals öffentlich zugänglichen Bibliotheken beeindruckend. Mit 18.000 Bänden überstieg sie Anfang des 18. Jahrhunderts die Sammlung der Hallischen Universitätsbibliothek und war im Bildungssektor vergleichbar mit der Göttinger Universitätsbibliothek.⁵ Auch die Unterbringung in einem eigens dafür errichteten Gebäude, dem heute ältesten erhaltenen Bibliothekszweckbau Deutschlands, inmitten des Kernensembles der Schulstadt am oberen Lindenhof hatte Vorbildwirkung.

Zum anderen zählte zum Schulunterricht der Besuch der Kunst- und Naturalienkammer (**Abbildung 3**). Das Gründungsdatum der Kammer wird mit einem Brief Franckes an seinen Kurfürsten, den späteren König Friedrich I. in Preußen angesetzt, in dem er im Jahr 1698 um Duplikate aus der Wunderkammer bat, was durch „... *sothane gnädigste Beschenckung die studirende Jugend kräftig ermuntern würden, das höchstnützl. und zu Gottes sonderbaren Ehren zielende studium naturale emsig zu excolieren.*“⁶

1718 erhielt Francke eine für die Bildungsaufgabe der Kunst- und Naturalienkammer besonders wertvolle Teilsammlung von Holzmodellen. Der Theologe, Astronom und Pädagoge Christoph Semler, der im Jahr 1707 die erste deutsche Realschule in Halle gegründet hatte,⁷ übergab nach der Schließung seiner Bildungsanstalt die als Lehrmaterialien verwendeten Modelle an die Schulstadt Franckes. Sie illustrierten das Handwerkszeug von Berufen, wie dem des Drechslers, Fischers, Setzers, und lassen Einblicke in den Aufbau und die Funktion von Gebäuden nehmen.⁸

Zumeist erhielt Francke aber die Objekte für seine Wunderkammer von den in allen Teilen der Welt wirkenden hallischen Emissären. Im beginnenden 18. Jahrhundert waren vor allem die von Halle entsendeten Missionare der Dänisch-

5 Brigitte Klosterberg: *Die Bibliothek der Franckeschen Stiftungen*. Halle 2007, S. 15; Elmar Mittler: *Bibliophilie und Wissenschaft. Die Faszination der Büchersammlungen des 18. Jahrhunderts*. In: *Frühmoderne Bücherwelten. Die Bibliothek des 18. Jahrhunderts und das Hallesche Waisenhaus*. Halle 2007 (Kataloge der Franckeschen Stiftungen, 19), S. 40: „Eine Bibliothek von vergleichbarer Exzellenz [zur Göttinger Universitätsbibliothek – Anm. F. Lippold] für den schulischen Bereich, hier durch die international und multilingual ausgreifenden vor allem bibelorientierten, pädagogischen und verlegerischen Tendenzen unterstützt, besaß das Waisenhaus in Halle.“

6 Halle, Archiv der Franckeschen Stiftungen: AFSt/W XI/-/14 [Acta die An- und Einrichtungen der Naturalien-Cammer des Waisenhauses betr., Vol. 1, S. 1].

7 Thomas J. Müller: *Der Realienunterricht in den Schulen August Hermann Franckes*. In: *Schulen machen Geschichte. 300 Jahre Erziehung in den Franckeschen Stiftungen zu Halle*. Halle 1997 (Kataloge der Franckeschen Stiftungen, 4), S. 43-65, hier S. 46f.

8 Thomas Müller-Bahlke: *Die Wunderkammer der Franckeschen Stiftungen*. 2., überarb. u. erw. Auflage. Halle 2012, S. 112-121.



*Abbildung 3: Blick in die Kunst- und Naturalienkammer;
(Foto: Thomas Meinicke, Leipzig)*

Halleschen Mission eine begehrte Quelle für authentische, fachliche Informationen und wissenschaftliche Objekte aus Südostindien. Das wissenschaftliche Interesse der hallischen Missionare blieb das ganze Jahrhundert hindurch bestehen. Viele von ihnen wurden, wie Johann Peter Rottler (1749-1836) und Christoph Samuel John (1747-1813), für ihre Arbeit mit einer Mitgliedschaft in der (heutigen) Nationalakademie Leopoldina geehrt.⁹

Die Wunderkammer bot im Schulunterricht mehr als das Repetieren bereits etablierten Wissens. Die regelmäßig nach Halle aus Südindien gesendeten Objekte, die später in einem eigenen Schrank zusammengefasst wurden, stehen für das neue Wissen, das es den Schulen Franckes erlaubte, Bildung immer wieder ganz nah an den neuesten Erkenntnissen der Zeit zu vermitteln. Im Katalog zur Jahresausstellung zum 350. Jubiläum August Hermann Franckes im Jahr 2013 zitieren Dorothea Hornemann und Claus Veltmann Franckes didaktische Praxis: „*Nach Gelegenheit und Anleitung dieser Naturalienkammer soll den Scholaren die historia naturalis nach und nach beygebracht und die Stücke ihnen*

⁹ Karsten Hommel: *Naturwissenschaftliche Forschungen*. In: *Geliebtes Europa//Ostindische Welt. 300 Jahre interkultureller Dialog im Spiegel der Dänisch-Halleschen Mission*. Halle 2006 (Katalog der Franckeschen Stiftungen 16), S. 163ff.

selbst gezeigt werden. [] Man setze keine gewisse Stunde zu solcher Lektion aus, sondern stellet es jedem Doctenti frei, die zu fordern, wenn er wollte, und zwar aus folgenden Ursachen: []“. Unter Punkt 2 der Aufzählung dieser Ursachen schrieb Francke: „So könnten die Kinder in Munterkeit und Lust erhalten werden, und so könnte ihnen diese Lection ein rechtes Condimentium [Gewürz] sein.“¹⁰ Francke ordnete Experimente an, die das Wissen vertiefen würden, und erlaubte die Anschaffung entsprechender Materialien. Botanik, Anatomie, Musik und Zeichnen waren die Fächer der höheren Schulen. Dass er dabei Wert auf Qualität legte, zeigt der 1698 von Francke verpflichtete Augsburger Kupferstecher, der Handwerker, Kinder und Studenten im Zeichnen unterrichtete.¹¹ Geographie und Astronomie wurden in allen Schulen gelehrt. Der letzte Unterricht fand oft auf dem Altan des Waisenhauses statt, der der Himmelsbeobachtung diente und – genauso wie der Schulgarten¹² – Teil des Anschauungsunterrichts im Bildungskosmos Franckes war.

Wichtiger Baustein des Bildungskonzeptes ist der Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, den Francke 1698 gründete. Neben theologischen Schriften in verschiedenen Sprachen wurden hier vor allem Lehrbücher herausgegeben. Der in den deutschen Schulen bis in das 20. Jahrhundert bekannte „*Echtermeyer*“ erschien zuerst am Halleschen Waisenhaus.¹³ Die einzige in deutschen Bibliotheken nachgewiesene Erstausgabe wird heute in der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen aufbewahrt. Franckes wissenschaftliches Interesse äußerte sich auch in der engen Korrespondenz mit Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716).¹⁴

Francke stand mit Christian Thomasius in engster Verbindung, stritt mit Christian Wolff, entsendete im Einverständnis mit dem Zarenhof in Russland seine Lehrer in das Russische Reich, um die Reform des Bildungssystems zu unterstützen, er verhandelte mit dem schwedischen König, kooperierte mit dem dänischen Königshof und hielt natürlich zur preußischen Regierung engsten Kontakt. Sein Netzwerk umfasste vor allem auch die Fürstenhöfe der Zeit und den mittleren bis niederen Adel, den er durch das Entsenden in Halle ausgebildeter Lehrer an seinen Bildungsreformen teilhaben ließ. Seine bahnbrechenden

10 Hornemann / Veltmann, „Zur Erziehung der Jugend“ [s. Anm. 3], S. 138f.

11 Müller, *Realienunterricht* [s. Anm. 7], S. 58.

12 Cornelia Jäger: *Vom Hortus Medicus zur modernen Umweltbildung. Die Geschichte der Schulgärten in den Franckeschen Stiftungen*. Halle 2013 (Kleine Schriftenreihe der Franckeschen Stiftungen, 13), besonders S. 18-31.

13 Vgl. u. a. Julia Kreusch: *Der Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses als Schulbuchverlag zwischen 1830 und 1918. Die erfolgreichen Geografie- und Geschichtslehrbücher und ihre Autoren*. Tübingen 2008 (Hallesche Forschungen, 25).

14 Vgl. *Die Welt verändern* [s. Anm. 3] und öfter

Ideen und Initiativen brachten gesellschaftliche Neuerungen auf den Weg, die bis heute fortwirken. Die millionenfache Verbreitung der Bibel im handlichen Taschenbuchformat erlaubte jedem den Zugang zur Heiligen Schrift. Die beschwingten, tänzerischen Lieder der Halleschen Pietisten popularisierten die protestantische Liedkultur im gesamten deutschsprachigen Raum. Vor allem nahm aber die nachhaltige Verbreitung des Luthertums außerhalb Europas ihren Ausgangspunkt in den Anstalten Franckes. Pietistische Lehrer, Missionare und Ärzte wirkten in Skandinavien und im Baltikum und trugen die hallischen Reformen bis nach Sibirien, Südindien und Nordamerika.

Heute sind die Franckeschen Stiftungen ein kultureller Bildungskosmos von europäischem Rang mit vielfältigen internationalen Beziehungen. Im Sinne ihres Stifters sind sie eine vom christlichen Geist geprägte Einrichtung, die Menschen, unabhängig von ihrer Herkunft, eine umfassende Bildung und die Fähigkeit zu sozialem Handeln vermitteln möchte. Die rund 40 Einrichtungen in dem historischen Ensemble (**Abbildung 4** zeigt die heutige Ansicht des Waisenhauses, das bereits auf Abbildung 1, links, zu sehen ist) verdichten sich zu einem einzigartigen Zentrum kultureller, pädagogischer, wissenschaftlicher, sozialer und christlicher Aktivitäten. Ihr aus einer mehr als 300-jährigen Geschichte schöpfendes Erbe bewahren die Franckeschen Stiftungen mit Blick auf die heutigen und künftigen Lebensverhältnisse. Die von August Hermann Francke begründeten Traditionslinien bieten die Grundlage für neue Ideen und innovati-



Abbildung 4: Historisches Waisenhaus; Foto: Uwe Gaasch, Bamberg

ve Projekte. Sie greifen zentrale Themenfelder auf, die zu Franckes Lebzeiten ebenso aktuell waren wie heute: gesellschaftliche Teilhabe, Bildungszugang und soziale Gerechtigkeit als elementare Herausforderungen für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und als Bestandteile unserer kulturellen Identität. Die historische Schulstadt August Hermann Franckes mit ihren einzigartigen Sammlungen in der Historischen Bibliothek und der Kunst- und Naturalienkammer sind heute auch ein touristischer Anziehungspunkt. Die barocken Bauten und die historischen Sammlungen ermöglichen einen anschaulichen Einblick in die Lebenswelt einer bedeutenden Bildungsanstalt des 18. Jahrhunderts. Über 100.000 Gäste nehmen jährlich die vielfältigen kulturellen Angebote im Bildungskosmos der historischen Schulstadt August Hermann Franckes wahr. Die Franckeschen Stiftungen sind eine national bedeutsame Kultureinrichtung von europäischem Rang und von der Bundesrepublik Deutschland für die Einschreibung in die Welterbeliste der UNESCO nominiert.

Der brennende Kimono – Japanische Tage

Von KARL LUBOMIRSKI

Ankunft

Mailand, Flughafen Malpensa, dann Klagenfurt, Wien, Warschau, Moskau, Jekaterinburg, Ural, Ulan Bator, Wladiwostok, Tokyo. 9800 km non-Stopp-Flug und schon ist man hier. Hier, wo?

„Am Flughafen Narita erwartet Sie niemand. Aber es ist alles gut ausgewiesen.“ Ich las den Elektro-Brief aus Tokyo noch einmal. Das Herz war mir mittlerweile in die Hose gerutscht, aber als ich es wieder gefunden, sagte ich mir „wer hat dich in Moskau abgeholt, wer in NY, London, Paris? Na also. Du kommst auch in Tokyo zurecht, zumal wenn es dir ein sorgfältiger und bedacht-samer Mann zumutet, wie der Hochschullehrer, der dich eingeladen hat.“ Vereinbarung war ein Treffen am Bahnhof, wo mich der Zug vom Flughafen nach einer knappen Stunde absetzen sollte. Es schien mir ungewöhnlich, dass eine dreißig Millionen Stadt nur einen Halt vorsähe, und zur Vorsicht fragte ich noch einmal nach, und tatsächlich erfuhr ich, dass ich mit zwei Stationen zu rechnen hätte. Welche der beiden würde mein Gastgeber wählen? Anrufen konnte ich ihn nun nicht mehr.

Der Himmel verhangen, der Bahnsteig gefunden und nun mit einer nummerierten Fahrkarte im nummerierten Waggon auf dem vorgeschriebenen Sitzplatz, denn Stehplätze gibt es hier anscheinend nicht. Einen Waldgürtel entlang, dann den bescheidenen Reisfeldern entlang unter knotigen Hochspannungsdrähten hindurch den ersten Vorstädten entgegen, deren dürftige, hässliche, kleine und – vielleicht der Erdbeben wegen – aneinander klebende Häuschen an das Polen der verflochtenen Jahrhundertmitte erinnern. Die Fahrt vom Flughafen hatte eine Stunde gedauert. Bis dahin also alles richtig.

Bei der ersten Haltestelle stieg ich aus. Es gab nur diese. Mein Informant am Flughafen hatte meine Frage falsch verstanden. Als ich wissen wollte, ob Tokyo eine oder zwei Bahn-Haltestellen vorsähe, meinte er, zwei zu sagen, sei bestimmt höflicher. Wahrscheinlich war sein Ja auch ein Nein, aber das hatte ich seit meiner Reise durch China wieder vergessen. Es handelt sich auch nicht um eine in unserem Sinne verstandene Höflichkeit, oder Ärgeres, wie in schlechten alten Romanen zu lesen ist. Es ist eher eine überkommene Zeremonie, um mit dem eigenen und dem Leben des Anderen reibungsloser umzugehen und nicht stets und auf die barbarischste Art zusammenzuprallen. Die Konflikte werden auf anderem Niveau ausgetragen.

Der Gastgeber wartete bereits, und bald staunte ich über die helle, wie mir schien, mehrstöckige Untergrundbahn in der Tiefe dieser an Erdbeben so reichen Inselwelt.

Nahe dem komfortablen Hotel, für das ich nach dem Flug sehr dankbar war, lag auch die Metro Station. Um mein kleines, in einer Stadtnische verborgenes Zuhause, nicht weit von einem der Paläste des Kaisers, liegt einer jener typischen japanischen Gartenparks. Oder sind es Wunschweltspiegelungen? Es war zwar die Regenzeit angebrochen, aber da ich ihretwegen auf meiner Zugreise den Fuji (3776 m) nicht ein einziges Mal hatte sehen können, nahm ich mir vor, anderntags und ausgeruht, wenigstens diesen Garten aufzusuchen, dessen Anlage, wie man mir später sagte, von einem Begüterten vor über hundert Jahren einem berühmten Gärtner aus Kyoto anvertraut und von diesem realisiert worden war.

Edo

Nun war ich also in Edo (übersetzt: Tor des Flusses), dessen erste Festung im heutigen Stadtzentrum der Krieger Ōta Dokais 1457 erbauen ließ und das seit 1868 Tokyo heißt und als Hauptstadt des Orients bekannt wurde. Edo, ein Herrscherschloss auf einem Areal von zwanzig Quadratkilometern, 38 Toren und 20 Türmen und von Wasserarmen umringt. Edo, die prachtvolle Stadt der Fürsten, die göttlichen Rang hatten, deren auferlegte periodische Anwesenheit in der Residenz sie einerseits anstachelte, ihre Paläste prunkvoller als jene der Rivalen auszustatten, und andererseits hinderte, weitab vom Herrscher zu konspirieren. Der vornehme Geist Bushidos bestimmte das Leben der Feudalherren, wie uns die Gräber der Ronin zu Takanawa lehren. Zweihundert Jahre lang wagte niemand, die Shogun Tokugawa anzugreifen. Sie waren nicht mächtig. Sie waren die Macht. Im Süden hingegen, in Kyoto, waren der Kaiser, die Kultur, der Hof.

Aber auch in Tokyo gibt es heute noch den taoistischen Garten der unsterblichen Geister und nicht weit davon den „Wasserfall ohne Wasser“.

Aber wen wundert es in einer Stadt am Meer, das man von keinem Ort aus sieht?

Um auch heute noch eine Ahnung vom einstigen Edo zu bekommen, sollte man sich ein wenig in die Sammlung der 100 Ansichten Hiroshides vertiefen, der die schönsten Blickpunkte ausgesucht und in seinen kostbaren Holzschnitten, auf denen der Fuji fast nie fehlt, festhielt. Auf ihnen sieht man nicht nur die älteste Brücke (Eitaibashi), die Brücke der Ewigkeit, oder die Landschaften zur Zeit der Kirschblüte, die zu Neujahr vors Haus gepflanzten jungen Kiefern, darin sich die Götter einnisten sollten, die Verehrungsschreine der Handels- und Wassergöttin Benzaiten, die für das von der See bestimmte Volk so wichtig war und bei guter Laune erhalten werden musste. Auf Hiroshides und nicht nur sei-

nen mit Naturfarben gedruckten Holzschnitten (ausgenommen das 1820 von Holland eingeführte Preußisch-Blau), deren Farbpalette die kaiserliche Zensur der Tokugawa-Periode von 72 auf 8 herabgesetzt hatte, ohne dass die Kunst darunter gelitten hätte, blickt man in eine Welt, deren Gleichzeitigkeit mit unserm ausgehenden Mittelalter, unserer Renaissance erst die kulturelle Weite anleuchtet, die uns davon trennte und trennt und deren Nachfahren uns heute zuweilen Rätsel aufgeben. Nirgends sah ich Moderneres als in Japan, neben selbstverständlicher Tradition, die nirgends ranzig, muffig oder komisch wirkt und dort, wo man ihr nicht zu folgen vermag, immer noch Spuren von Ehrfurcht hinterlässt. Nirgends fiel mir mehr Mäßigung mit dem Umgang der Moderne auf.

Und doch. Noch heute fürchtet der Katastrophen gewohnte Japaner die Schrecknisse in dieser Reihenfolge: Erdbeben, Blitz, Überschwemmung, Feuer und den Vater.

Um 1970 standen bereits fast 200 Häuser mit bis zu 11 Stockwerken, und im Falle einer Feuersbrunst rechnete man mit etwa 600000 Toten.....

Der Kimono eines Mädchens, das sich aus Liebeskummer umgebracht hatte, löste 1657 indirekt den größten Städtebrand der japanischen Geschichte aus. 1655 war der Lieblingskimono dieses Mädchens im Tempel auf dessen Bahre gebreitet worden. Nach der Trauerfeier wurde er einem Händler verkauft. Ein Jahr später, am selben Tag und im selben Tempel, verabschiedete man eine Jungfrau, die den Kimono gekauft hatte. Und auch diesmal wurde das Kleidungsstück dem Brauche gehorchend über die Bahre gelegt. Als sich die Tragödie am dritten Jahrestag wiederholte, entschieden die Bonzen, den Kimono nicht mehr zu verkaufen, sondern ihn zu verbrennen, um so einen Fluch zu beenden. Sie schleuderten das Kleidungsstück ins Feuer, das sie im Hof des Tempels angefacht hatten. Der Kimono, von einem plötzlichen Windstoß in die Luft gehoben, flog auf das Dach des Tempels, entflammte es und löste das Feuer aus, das Edo einäscherte. Eine lange Dürre hatte bis zu diesem 18. Januar geherrscht. Die Kanäle lagen trocken. Drei Tage und zwei Nächte wütete das Unheil. Dann begann es zu schneien und die Obdachlosen zu erfrieren. Hunderttausend Tote hatte der Brand gefordert.

Edo war aufgeteilt in seine Gewerbeviertel – ähnlich den Innungen –, Vergnügungsviertel, bescheidene Werk- und Wohnstätten, die regelmäßig Feuersbrünsten zum Opfer fielen, deren furchtbarste 44 Quadratkilometer Stadt verkohlte. Selbst die Tempel, die Schreine, verborgen von Bergen und eingebettet in Wälder, wurden damals zu Asche. Aber bereits 1725 zählte die Stadt 1,5 Millionen Einwohner und war die größte Stadt der Welt.

Als Japan 1853 nach seinem 200jährigen Schlaf vom US-Admiral Perry brutal aufgeweckt wurde und seine bis dahin versiegelten Häfen dem Westen öff-

nen musste, brachte das Volk dieses Unglück in Verbindung mit dem nicht zu besänftigenden Unwillen der Götter über die Verbrennung des Kimonos, ebenso das verheerende Erdbeben, das Kyoto und Osaka vernichtet hatte und 10000 Opfer forderte. Das gleiche schrieb man dem Taifun 1856 zu, der den bereits weit gediehenen Wiederaufbau auslöschte.

Es war auch der Kaiser, der Mittler zwischen Himmel und Erde, dessen Namen man auch heute noch, solange er lebt, nicht aussprechen darf, ohne schwer gegen die Sitten zu verstoßen. Dem Kaiser galten die Katastrophen, die schwere Strafe der Götter. Er hatte die „ungleichen Verträge“, ein Euphemismus für Schandverträge, mit den Westmächten Holland, USA, Italien, Großbritannien und Russland unterschrieben – unterschreiben müssen.

Die Götter rächen sich. Der Gedanke einer metaphysischen Rache, losgelöst und unabhängig, über allem Gesetz und Abmachung, unabhängig von unserem Zeitbegriff, geistert durch alle Kulturen und durch die gesamte Geschichte der Menschheit. Griechen kannten die Nemesis, die Göttin der Vergeltung, und noch Mitte des 18. Jahrhunderts verfasste Carl v. Linné seine Divina Nemesis, eine erschrockene und erschreckende Chronik von Verbrechen und Verbrechern und die jenseitige Antwort auf diese. Wohl um nicht in falschen Verdacht zu geraten, bestimmte er den schmalen Band nur für seinen gelehrten Sohn. Die Sammlung ist umso beeindruckender, als sie von einem nüchternen schwedischen Systematiker und Gelehrten stammt, dem alles Nebulöse, Ungenauere, Unklassifizierbare nur verdächtig sein konnte.

Ein guter Herrscher, so lehrt Konfuzius, herrscht im Einklang mit der Natur, dem Volk und Himmel. Konfuzius (551-479 v.Chr.) fasste seine Lehre in Chinas Geschichte bestimmende Sittengebote, denen nur der Buddhismus gegenüber steht und deren Anfang und Ende die Familie ist. Die Familie, der Stein, aus dem die ganze schützende Chinesische Mauer eines Reiches, eines Staates wird, was auch der Kommunismus nicht aufzuheben vermochte.

An den Mündungen der großen Ströme Chinas hatten sich schon etliche Jahrtausende vor Konfuzius Bevölkerungen zu großen Siedlungen gesammelt, und China hatte bereits lange vor allen anderen den Umgang mit der Menge und ihre Beherrschung gelernt. Das Individuum, der Einzelne, konnte keine Berücksichtigung finden, zum Unterschied von Griechenland, das ohne diese Voraussetzungen den umgekehrten Weg einschlug. Konfuzius, dessen Ethos von Japan früh übernommen wurde, lehrte, dem Kollektiv Rechnung zu tragen, in dem jeder einzelne seiner Aufgabe gerecht zu werden hatte. Auslese war das über Jahrzehnte geschulte Beamtenheer, ihre Mandarine. Sie kannten die Schrift. China war die phönizische, unsere Buchstabenschrift nicht unbekannt. Man lehnte sie ab, denn sie hätte mit neuen, starken Gedanken aus dem Volk für Unruhe gesorgt, die Harmonie in Frage gestellt, wo

nicht aufgehoben und den Himmel bedroht. Der Himmel aber ist mehr und stärker als das Volk.

Japans Geschichte und Kunst blieben sehr lange von China beeinflusst, wo nicht bestimmt, und noch heute, trotz des ungeheuer gewachsenen Selbstbewusstseins einer der fortschrittlichsten Industrienationen der Welt und ihrer unübersehbaren Assimilation aller westlichen Technik und Zivilisation, verrät der Japaner nie seine kulturelle Herkunft. Man blickte zu China auf, wenngleich man das heutige China mit Grund mehr fürchtet denn je und sich im geheimen gesteht, an dem Übel mitschuldig zu sein, denn wie bereits Mao sagte, ohne den Angriff Japans wäre er und somit sein Kommunismus ins Leere gelaufen. Auf die Aggression Nippons zurückgreifen zu können, motivierte Maos Scharen.

Aber immer wieder überrascht den Reisenden die Disziplin der Einzelnen. Japaner finden das Warten sicherlich genauso quälend wie wir, aber das Warten wird nicht als ein Akt der Demütigung, sondern systemimmanent und somit notwendig empfunden, wo es dieses ist. Einordnung bestimmt das Leben, und zu ihr gab es bis heute keine echte Alternative, weil das Gemeinwohl die Bitterkeit der Unterordnung neutralisiert, ja im übergeordneten, konfuzianischen Denken leugnet.

Aber nicht nur diese Art der Mäßigung ergreift, sondern auch die Achtung vor den Dingen, ja den Dingen, die man nicht mehr verwendet und die man nicht in die Mülltonne, sondern auf einen der unzähligen Altäre legt, wo sie ein Shinto-Priester segnet, denn sie dürfen nicht gekränkt oder beleidigt werden. Diese ungeheure Achtung und Rücksicht, die jede Geste mitzubestimmen scheint, macht auch vor der Sprache nicht halt, und so beruhigt man den Buddhisten, der kein Fleisch, sondern nur Fisch essen darf, im Restaurant und setzt ihm statt Wildschwein den Berg-Wal vor.

Das heutige Tokyo ist eine Stadt, die zusammen mit ihren Randsiedlungen etwa 35 Millionen Menschen zählt und von der man alles und nichts weiß, deren atemberaubende Autobahnhochtrassen, Luxusviertel, Wolkenkratzer, sie zu einer fast anonymen Irgendwo-Metropole für den oberflächlichen Beobachter werden lässt.

Auf meinen Streifzügen durch die unglaublich vielfältigen Quartiere, wo man neben den vornehmen Botschafter-Vierteln in Straßen landet, die an Paris, NY, Rom erinnern, traf ich keinen Menschen, der Englisch sprach. Auch Bummeln scheint nur zu bestimmten Zeiten stattzufinden. Flanieren sah ich niemanden vor den luxuriösen Auslagen von Hermes, Armani, Ferragamo, Dior usw. Aber auch das fehlende Englisch stimmt nicht ganz, denn ein distinguiertes Herr beteuerte mir geradezu aufgeregt in bestem Englisch stotternd, dass er leider die Sprache nicht genügend beherrsche. Er teilte die japanische Ansicht, ein unvollkommenes Englisch beleidige den Fremden, und schämte sich daher, wenngleich zu Unrecht.

Immer wieder stellte ich fest, man nimmt sich Zeit für sein Gegenüber, seine Lektüre, seine Blumen, seine Fische (japanische Karpfen sind heilig und ein Symbol der Kraft und des Mutes, weil sie, zum Gegensatz von unseren, stromaufwärts schwimmen und Schnellen überwinden). Der japanische Künstler nimmt und nahm sich viel Zeit für seine Holzschnitte, die er vorher mit Tusche zeichnete, dann dem Zensor für das Siegel und das Datumssiegel vorlegte, dann die Farbauswahl zusammen mit dem Drucker traf, ehe er auf ein jahrzehntealtes, dreimal präpariertes 2,5 cm mächtiges Brett aus dem Holz der Wildkirsche die Zeichnung klebte und zu schnitzen begann. Er hastet nicht, improvisiert nicht, bleibt nicht stehen. Unordnung verletzt ihn, denn er trachtet nach Harmonie. Für Überraschungen oder Unerwartbarkeiten hat er vielleicht eine abgeschwächtere Liebe als wir Europäer. Erschreckend ist freilich der aus diesem Perfektionismus entstehende Leistungszwang, ganz besonders unter Studenten, dem nicht alle Temperamente gewachsen sind und der am Ursprung der insgesamt höchsten Selbstmordrate Japans, also auch der Erwachsenen, in der Welt liegt.

Eine schier unglaubliche Variante der ehemaligen Geisha entstand mit jenen jungen Frauen, die sich ihren Unterhalt damit verdienen, dass sie nichts als Gesprächspartnerinnen einsamer junger Männer in bestimmten Lokalen sind. Das kann man vielleicht eher verstehen, und viele Alte – Japan hat die meisten Alten der Welt – die diesen Wohlstand aufgebaut haben, die Jugend nicht besonders schätzen, ja, sie beschimpfen.

Wer je in einem der großen Kaufhäuser des Westens war weiß, wie es dort zu geht.

Ich besuchte einen Kauf-Turm in Tokyo und kam in die ozeanische Schreibwarenabteilung, wo ich Postkarten kaufte. Auf meine Frage nach Briefmarken nahte der Abteilungsleiter und erbot sich, mich an einen Ort zu bringen, wo man diese verkaufe, denn sein Haus sähe dies nicht vor. Er begleitete mich einige Straßen weiter und entschuldigte sich mehrmals, dass er leider „stamps“ nicht gehabt hatte. Er war nicht „dienstbeflissen“, um es mit einem altmodischen Wort zu benennen. Es war für ihn selbstverständlich. Welch ein Unterschied zur Unwilligkeit so vieler mürrischer Verkäufer in Europa!

Längst hatte ich zu staunen aufgehört, dass man hier weder das fiebrige Tappen und Zappen mit dem Handy kennt, das unsere U-Bahn fahrenden, schnatternden Großstädter besonders in Italien auszeichnet, dass man weder Geschrei noch Gestikulieren in jedwedem öffentlichen Raum dem Nebenmann zumutet, dass die „lockere“ Geschmacklosigkeit und Abgerissenheit noch das Verkommene der Kleidung junger Menschen und ihr Alter vergessender Ex-Junger in Europa im Japan, das ich sah, nicht mit Freiheit verwechselt wird und man anscheinend ein gewisses Mindestmaß an Selbstachtung und Achtung des ande-

ren damit verbindet und zwischen Spießher und Sorgfalt, Benehmen und Rüperei unterscheidet. Gewiss trage ich damit einen falschen Eindruck nach Hause, aber ich bin ihm dankbar. Es tat wohl, nicht immer fürchten zu müssen, betrogen zu werden, bestohlen zu werden, verwahrloste Straßen, torkelnde Mädchen und ihre zerfetzte Kleidung für ein Emblem der Moderne halten zu müssen. Als ich mich erkundigte, wie man mit Bahn-Verspätung umzugehen habe, stieß ich auf Unverständnis. Es gäbe keine. Auch die Reinlichkeit des Hotels und die Höflichkeit des Personales, das ich leider einmal beleidigte, weil ich nicht wusste, dass man Trinkgeld nicht kennt, füllten mich mit Staunen.

Frühstück im Hotel

Am Nebentisch unterhalten sich vier junge Leute leise und doch lebhaft. Auf einmal sehe ich gebeugt einen Kellner neben mir, der mir immer dieselben Worte zuflüstert, die ich nicht verstehe. Endlich merke ich, dass das durchdringende Zirpen, das ich schon länger vernahm, der Ton meines neuen Mobiltelefons ist, das mir mein Gastgeber zur Verfügung stellte, um mein Budget zu schonen. Wieder eine seiner wunderbaren Aufmerksamkeiten.

Es regnete, mal stark, mal stärker. In keinem der Läden, wo ich mein Abendbrot besorgte, fehlten – nahe dem Eingang – robuste, automatische Nylonschirme zu 70 Cents. Noch mehr staunte ich, als ich während meiner Besuche anderer Städte erkannte, dass es sich um den landesüblichen Standard handelte.

Heute nagelt mich das Wetter ans Hotel. Durch die Glaswände der Halle, die der Garten umschließt, sieht man den Regen in einen Teich klatschen, bis plötzlich ein Schatten von oben stürzt und einen Fisch verfehlt, der gerade noch fliehen konnte. Träge zieht sich der Raubvogel mit schweren Schwingen wieder auf eines der nahen Hochhäuser zurück. Neugierig besuche ich den Wasserrand, und sogleich nahen die großen Goldfische, recken ihre Mäuler in den Regen und betteln um Brot.

Wieder in der Halle sehe ich die niederen runden Empfangstische aus Eichenholz und die Sterne, zu der man ihre Maserung geordnet hat.

Heute soll ich lesen

Mein Freund hat mich früher abgeholt, weil er nicht den langen Weg zur und von der Universität zweimal zurücklegen kann. Ich habe es vorgezogen, seinen Unterricht anzuhören, auch wenn es sich um Anfänger handelte.

Die Fragen des Dozenten sind einfach und alltagsbezogen. Die Antworten kommen sehr leise und stockend, aber nicht ungenau. 80 Prozent der Hörer sind Mädchen. Ein Jüngling gibt sich Mühe, wach zu bleiben; aber nach kurzem schläft er. Er sitzt mitten in der Reihe, aber niemand beachtet ihn. Nicht anders verhält sich wenige Minuten später eine Studentin. Alles andere ist hellwach.

„*Daran wirst Du Dich gewöhnen müssen,*“ klärt man mich auf. „*Das ist ein eigenes Kapitel. Kein Professor, kein Kommilitone stößt sich am Schlaf von 4-5 Studenten unter 50 während einer Lesung.*“ Ja, bei wissenschaftlichen Konferenzen in Japan sei selbst das Schnarchen eines anwesenden Gelehrten nichts Aufregendes und würde nicht als Beleidigung oder abwertend empfunden. Die Studenten säßen des nachts oft bis zum Morgen vor ihren Computern. Die Professoren wohl auch, denke ich. Und wie es vor der Erfindung des PC war, wage ich nicht zu fragen.

Die Studenten lernen das erste Jahr Deutsch, und am Ende der 90 Minuten staune ich, wieviel sie in einem halben Jahr bereits beherrschen.

Wieder im Hotel

Es regnet in Strömen, und selbst die entzückendsten Gärten harren in ergebener Komplizität mit ihren gewundenen, durchdachten Granitpfaden auf Sonnenschein und hüllen die Vögel in den Schutz ihrer spielerisch ausgewogenen Harmonie. Ja, überhaupt eignet diesen Anlagen ein Wille zur Weltgestaltung. Freilich ist es nicht die vordergründige cartesianische Realität, die hier bestimmt, sondern etwas weither Gedachtes, das größeren Gesetzen gehorcht und von Menschen nur in Demut gelesen und ausgelegt werden kann. Japanische Gärten scheinen nicht ausschließlich für Menschen entworfen worden zu sein, eher erinnern sie an Sternwarten, grüne Planetarien vielleicht.

Das Wetter bleibt sich treu. Aber das hindert mich nicht, hier im Herzen Tokyos dieses Abbild des Kosmos, das sich mit seinen Hügeln, Gebüsch, blühenden Rhododendren und Azaleen, Wasserläufen und Goldfisch-Teichen an das Hotel schmiegt, zu erwandern.

Tokyo ist, wie man aus den Holzschnitten Hokusais und Hiroshiges, den Pissarro für einen großen Impressionisten hielt, die Van Gogh kopierte, Monet und Rodin bewunderten, so ausgerichtet, dass man den Fuji, den Berg, den ein Kaiser vor etlichen Jahrhunderten bereits in den Rang eines Hochadeligen erhoben hat, noch aus 80 km Entfernung sehen kann. Ihn nachzubilden und als Ausblick auf ihn, hat man andernorts Hügel aus seinen eigenen Lavasteinen aufgeworfen, deren höchster 12 m ragt und wie die anderen dem Vorbild gleicht. Diese Hügel dienen der Besänftigung des göttlichen Berges und werden ersatzweise bestiegen. Von größter Wichtigkeit ist, dass die Steine aus dem Muttergestein des Fuji stammen. Nördlich von diesem liegt eine der 10000 Verehrungsstätten des Reis-Gottes Inari. Sie wird von Füchsen bewacht, den Götterboten, die sich in der Neujahrsnacht um einen alten Baum sammeln. Wer Japan verstehen will, darf sich weder seiner Wassergottheit noch den Maneki verschließen, jenen kleinen Motivfigürchen, die winkende Katzen, Füchse, Waschbären darstellen und die man in vielen Häusern und Geschäften antrifft.

Die älteren, schmalen Straßen der Hauptstadt fallen mehr oder weniger steil zum Meer ab, wie ich auf meinem Abendspaziergang entlang der unzähligen Läden und Lädchen, Ausschanken und Modesalons, Friseurläden und Künstlerateliers feststelle. Man versucht, jeden Gegenstand mit einer gewissen Schönheit zu adeln. Eine Regenfütze spiegelt die Elfenbeinkamelie am Schaft der Gummistiefel einer jungen Dame. Was gibt es Plumperes als Gummistiefel? Verwunderlich und schwer verständlich ist für mich, dass die Straßen – selbst eleganter Stadtteile – von 10-15 m hohen Leitungsmasten gesäumt sind, von denen alle Arten von Kabeln pendeln oder einen Drahtwust bilden, wie ich ihn nur in Indien gesehen hatte. An der Wand einer Mädchenschule steht, dass diese 26 m über dem Meer liegt. Später stelle ich fest, dass es auch Rolltreppen gibt, wo keine Fußgänger sind. Verkehrsampeln laden mit einem Vogelruf zum Überqueren. Durch ein Portal einer belebten Nebenstraße sehe ich in einer endlosen Halle die längste Reihe von Spielautomaten. Was sich in Mailand über tausend Bars verteilt, steht hier unter einem Dach. Chinesen sollen noch lieber spielen.

Nachmittag ist es geworden, und man holt mich vom Hotel ab. Kaum bin ich zurückgekehrt.

Die 100-jährige Sophien-Universität der Jesuiten genießt Ansehen, und an ihr lehren meine österreichischen Gastgeber, junge Professoren. Nichts von Muffigkeit. Ernst, bescheiden und doch mit Humor. Sie fassen mit an, wenn es ums Aufstellen von Projektionschirmen oder Technik oder auch nur Mineralwasser geht. Nachdem wir einige peinlich saubere Korridore und den Aufzug hinter uns haben, ohne dass irgend eine Wandschmiererei oder andere Bekenntnisse junger Weltverbesserer sichtbar geworden wären, durchqueren wir die gigantische Bibliothek, an deren Eingangsportal auf Englisch und Japanisch zu lesen steht: „Achtung vor Dieben!“

Endlich betreten wir unseren Hörsaal. Etwa 50-60 Studenten sammeln sich. Das Mikrophon funktioniert, und ich lese auf Deutsch, was die jungen Leute auch in ihrer Sprache vorliegen haben. Diesmal schläft niemand. Die Aufmerksamkeit ist groß. Die Prosa ist dem Bändchen „Bagatellen“ entnommen und behandelt Zeugnisse der Menschlichkeit. Da die Episoden während der Weltkriege spielen, ist die Neugier erstaunlich. In der ersten Reihe sitzt ein feiner alter Herr, ein Deutscher, den Nippon nicht losließ, und stellt am Ende Fragen. Seine Bildung ist unverkennbar, und sofort fühlt man sich nicht mehr unendlich fern.

Nach dem Workshop, wie es heute deutsch heißt, nehmen mich meine freundlichen Dozenten auf ein Abendbrot mit, und ich freue mich an einem gewissen Corps-Geist und hilfsbereiter Kollegialität dieser Akademiker untereinander. Ich sollte einer ähnlichen Atmosphäre unter den Germanisten in Japan noch öfter begegnen. Keine Steifheit. Wie seltsam gerade hier. Die Vertraulichkeit kommt mir besonders zustatten, als im Restaurant der famose rohe Fisch aufgetischt wird. Ich darf Nein

sagen. Sie können es schwer glauben, und nach mehreren Anläufen koste ich die Delikatesse; Dienst ist Dienst. Aber ich darf bei meiner Unhöflichkeit bleiben.

Tokyo – Nagoya

Mit dem Shinkansen, dem Flaggschiff der japanischen Eisenbahn, war man noch vor wenigen Jahren in der Zukunft. Heute ist man nur mehr in der Neuzeit, denn dieser Zug ist einer der vielen, die auch durch Europa rasen, wenngleich man im „fortgeschrittenen“ Erdteil nicht gewohnt ist, dass vor der Abfahrt eine Viertelstunde alles sauber gemacht wird, und das von einer adrett gekleideten appetitlichen Mannschaft. So saß ich im Abteil, in dem zwar alle außer den Kleinkindern schwiegen und wenige ihr Tablet aufklappten, als ein ungewohnter Geruch von dampfender Küche und Fertiggerichten aufkam und die Mitreisenden mit bewundernswerter Fertigkeit noch das widerspenstigste Gemüse mit Stäbchen aßen, ungerührt davon, dass von Tunnel zu Tunnel durch die Geschwindigkeit das Trommelfell zu- und wieder aufklappte.

Mishima ist erreicht. Yokohama liegt hinter uns. Die Wolken machen es sich auf den niederen bewaldeten Bergen zu unsrer Linken gemütlich. Der Schaffner kommt in khakifarbener Uniform mit goldenen Achselstücken, er verbeugt sich und zwickt die Karten. Bald darauf erscheint ein Mädchen mit ihrem Getränkewagen. Sie trägt ein dunkles Kostüm und eine rosablumige Schürze und bietet ihre Säfte und Mineralwasser zum selben Preis wie im Supermarkt an.

Nagoya

Eine alte Hafenstadt, noch vor dem ersten Jahrtausend n.Chr. gegründet, liegt an einem der wichtigsten Knotenpunkte der Handelsschiffahrt und wurde von der prachtvollen Burg des Shogun Tokugawa aus dem frühen XVII. Jahrhundert beherrscht. Zudem birgt es den zweitwichtigsten Shinto-Tempel Atsuta, einen von den hunderttausend, die Japan kennt.

Bahnhof. Pünktliche Züge statt Wartebänken. Mein Taxifahrer entschuldigt sich in gutem Englisch, dass er nicht Englisch spricht. Mädchen in kurzen geschmackvollen Kleidern, anziehend, aber nie aufreizend oder vulgär. Sie scheinen ihren Zauber nicht zu bemerken. Undenkbar, ihnen nachzublicken oder gar nachzupfeifen.

NEIN,
EHRFURCHT IST ES NICHT,
EHER ACHTUNG.
DIE ZEIT VERFÄRBT SICH
HIER.
GROSSE EINSAMKEIT

BEDARF GESELLIGKEIT,
HINNEIGUNG ALS FORM.
DAS PORZELLAN DER SEELE WUNDERSCHÖN
FERN DURCHGEMUSTERT
VON FEINEN
UNHEILBAREN
SPRÜNGEN.

Die Stadt zählt zwei Millionen Einwohner und ist die viertgrößte Japans. Ihr Weichbild wird von zum Teil atemberaubenden Wolkenkratzern bestimmt. Ihr Ruhm schreibt sich nicht zuletzt von Toyota her, dessen beste Modelle hier gebaut werden. Neben der kaiserlichen und einer anderen zählt man noch drei katholische Universitäten.

Der Verkehr ist schnell und unaufgeregt. Auch Nagoya scheint erst 20 Jahre alt zu sein. Ein unglaublich kühn gewundener Wolkenkratzer zieht meinen Blick auf sich. Entschlossener Radfahrer sah ich nur in Berlin. Der Verkehr ist geradezu lautlos. Man könnte über Straßenkreuzungen wohnen.

Ich gehe zu Fuß vom hypermodernen Bahnhof zum Hotel. Die Aufforderung der Ampel, die Straße zu überqueren, begleitet hier ein Kuckucksruf. Um die Laternenmasten ranken sich Blumengewinde und Beete. Auf dem polierten Granitrand eines der Beete ein Obdachloser und sein Schlafsack.

Das Hotel ist gut, das Zimmer klein. Ein Schrank ist nicht vorgesehen.

Mein Abendspaziergang endet nahe einer Sitzbank unter der Laube eines kleinen Brückenkopfes der Nayabashi Brücke, die auf einer Bronzetafel erzählt, wie alt sie ist und wie oft abgebrannt. Sie führt seit 1660 über den 20 m breiten Wasserweg, der zum gewaltigen Schloss geleitet, das man aber von hier nicht sehen kann. Die breite Allee vom Hotel bis hierher war gesäumt von Hemden- und Modegeschäften, von Elektroläden, Versicherungen, Autoschulen, CD- und Foto-Discountläden, Pommesbuden und China-Restaurants, von McDonald und bayrischer Bierstube. Leben heißt auch hier wünschen. Es gibt kein Leben ohne Wünsche. Noch das Sonnentierchen sucht das Licht. Leben heißt Wünschen, auch hier. Nirgends ein Hund, eine Katze, ein Pferd. Auf der Straße raucht man nicht, wohl aber im Restaurant. Auf der Straße singt man nicht. Das Anstehen in der Warteschlange vor Schaltern aller Art ist eine Art Vorausentschuldigung dafür, dass man existiert, ohne gefragt zu haben. Viele Gesichter, in die man blickt, erstaunen durch ihre sehr feinen Züge.

Nächster Tag

Der freundliche japanische Professor, bei dem ich lesen soll, holt mich pünktlich ab. Es ist heiß. Das Universitätsgebäude ist ein nüchterner Betonklotz, aber

mit schätzenswerter Klimaanlage. Zu den Lektionen ruft der Klang des Big Ben von London. Die Hörsäle sind auch in der Blindenschrift gekennzeichnet. Mein Gastgeber bringt mich zum Eingewöhnen in sein Arbeitszimmer, dessen Winzigkeit, Bücherstapel und Vollgestopftheit ich nur an der Brandeis University bei Harry Zohn in den USA erlebt habe, als ich dort las.

In diesem Kabinett tauschen wir Wiener Erfahrungen aus, da mein Gastgeber häufig in Wien zu sein scheint, und stellen einige gemeinsame Bekannte unter den lebenden und verstorbenen österreichischen Literaten und Kritikern fest. Wenig später lese ich im Kreise älterer Professoren und der Studenten. Eine Dame des ORF (österr. Rundfunk), die es hierher verschlagen hat, ist auch dabei. Der gelehrten Diskussion nach der Lesung entnehme ich, dass man Handke, Jandl, Grass, ja viel vor 50-60 Jahren Geschriebenes, wenig schätzt und die Verfasser für überholt hält.

Es folgt das Abendessen mit einer liebenswerten Hörerin und ihrem Doktorvater. Aber in Gedanken bin ich schon in Kyoto, wo ich morgen ankommen soll. Der Aufenthalt in Nagoya hat nicht gereicht, auch nur eine der berühmten Stätten zu besuchen.

Nagoya – Kyoto

Bald werden 600 km zwischen Tokyo und mir liegen. Aber im 300-km/h-Shinkansen merkt man es kaum. Die Ebene und ihre schwülen Reisfelder, die hügeligen Wälder oder bewaldeten Hügel, die winkeligiebeligen Kleinsiedlungen fliegen geradezu vorbei, und die wenigen Häuser, die man auf der verlangsamten Einfahrt durch die eine oder andere der wenigen Städte sieht, sind gesichtslos. Ihre graue Anonymität erreicht die Erinnerung nicht, hinterlässt nur den Wunsch, sie nicht gesehen zu haben. Viel hübscher hingegen die zierlichen Bäumchen, mit denen man die wichtigen Dämme der Reisfelder bepflanzt. Der Himmel war am Morgen graublau und ist nun blaugrau. Die Temperatur, wir sind am Junianfang, 28-31 °C bei 80 % Luftfeuchtigkeit.

Nara

Am Bahnsteig wartet eine zierliche jüngere Dame und gibt sich als jene deutsche Professorin zu erkennen, der ich die Einladung nach Kyoto danke. Sie wohnt in Nara, und nachdem wir mein Gepäck im bahnhofnahen Hotel abgeliefert haben, ergreife ich die Gelegenheit, Nara unter der Führung einer mitteilbaren Kennerin zu besuchen.

Ein Bummelzug bringt uns in 35 Minuten ans Ziel. Nahe dem Bahnhof steigt die Straße den Hainen zu, die lange nur dem Kaiser und seinem Hof offen standen. Die Naturstraßen zwischen den weiten Rasenflächen und den schattigen Waldsäumen und großen Weihern sind meiner Begleiterin wegen ihrer ungeeigneten Schu-

he sehr beschwerlich, und in einem Anfall großzügigen Verzichts sage ich es ihr auch, aber Gott sei Dank winkt sie ab und quält sich weiter – mir zuliebe.

Allein die Stadt Kyoto zählt etwa 2000 Verehrungs- und Kultstätten, deren eine von den naturgläubigen Shintoisten und andere von Buddhisten besucht werden. Aber hier im abgelegenen Nara, in dem zwischen 1615 und 1868 dem Tenno nur das Beten für sein Volk und die Verehrung vom Amaterasu, dem Sonnengott, blieb, weil die Shogun Tokugawa, die Generäle und Kriegsherren also, Japan von Edo aus regierten, dieses Nara trägt die Züge einer unverletzten und unverletzlichen Geistigkeit, die sich nicht nur im großartigsten aller Tempel, dem Todai-Ji-Tempel, sondern in jedem der uralten Bäume und ihren Schatten noch äußerst.

Der Todai-Ji-Tempel

Wenngleich um ein Drittel kleiner in Folge der zwei Kriegsbrände 1180 und 1567, bleibt dieser heutige der größte und mächtigste Holzbau der Erde. Er wurde zum ersten Mal zwischen 710 und 794 n.Chr. unter Kaiser Shomu für Buddha Vairocana errichtet, jenem Buddha, „*der die Welt wie die Sonne durchstrahlt*“. Noch heute ist er der Hauptschrein der Kegon Sekte und steht für Frieden. Die vergoldete Bronze-Skulptur wurde 752 an diesen Ort gebracht. Der Buddha ist etwa 15 m hoch. Die Halle, die ihn umgibt, 50 m breit und ebenso tief. Von außen nimmt eine Doppelpagode mit weit ausladenden Dächern und der sehr hellen Fassadenunterteilung – oben in erkennbaren Stupas und im unteren Drittel in Stupa Sockeln – dem heiligen Prachtbau jede Schwere.

Der Todai-Ji-Tempel liegt in einer ausgedehnten Klosterwelt, an deren Rand er mitten aus einem endlosen Grundstück aufsteigt, das an die schattigen Wege durch die klostereigenen Wälder grenzt, in denen sich noch ein anderer Schrein verbirgt, den man nach einer mäßigen Steigung erreicht. Ungezählte Steinlaterne wehren den stets gefürchteten oder wenigstens respektierten Geistern bis zum Vorhof des Klosters. An diesen schließt eine schlichte offene Halle, vor der, als ich gerade dort war, ein sehr distinguerter alter Herr sich immer wieder in tiefer Andacht verbeugte. Nahe ragt eine Zypresse (*cryptomeria japonica*). Ihr Umfang beträgt beinahe 8 Meter, und ich las, dass sie über tausend Jahre alt ist. Einen zwischen ihren bloßliegenden Wurzeln liegenden Kiesel gesellte ich meinen Reiseandenken zu.

Nara ist kein Ort. Es ist ein begehbarer Geisteszustand. Geprägt von Jahrtausenden, spielt es keine Rolle, wie oft ein Tempel abbrennt, denn der Ort, auf dem er steht, ist es, dahin die Gottheit kommt. Und dies in allen Epiphanien, ob in Golasecca am Lago Maggiore, ob in Ephesos, Umbrien oder der keltischen Bretagne, Epidaurus, oder Selinunte, Orvieto oder Reims, Stonehenge oder Island und Kanada. Die Errichter von Kultbauten wissen es, sie „spüren“ es viel-

mehr, und es gibt keinen heiligen Ort auf Erden, an dem nicht schon viel länger Verehrung stattfand, als man es der augenblicklichen Phase abliest. Über diesen kleinen Bezirken des Erdkreises liegt ein Wissen, das sich der Beweisbarkeit, der Vielfältigkeit also, entzieht, und daher auch nur in Grenzen erlernbar bleibt. Nicht jeder Schüler großer Meister kann ihnen folgen, daher diese ihn auch nur dorthin führen, wo er Nutzen davon hat.

Nara, seine Klöster, seine Erdwölbungen, Wald-Steigungen, Senkungen, sein Bodenprofil und dessen Modellierung durch Mönche und Andacht, die Räume zwischen den Wegen, der Krümmungen und Lichtungen, das Aussparen weiterer Räume für die gewaltigen Kampferbäume, das stille Nahen zahmer heiliger Hirsche, teilen sich dem Besucher in ihrer überwältigenden Daseinskraft in erschreckender Gleichzeitigkeit mit der Weltgegenwart mit und verwirren ihn, machen ihn in seiner Sicherheit schwanken. Alles, was man hier ist und fühlt, trägt die Selbstverständlichkeit einer anderen ebenso realen Wirklichkeit, einer anderen Möglichkeit zu sein. Hier scheint nichts gewachsen, sondern alles geprägt, gedacht, gestaltet, und selbst in den Wäldern weiß man nicht, folgen sie Gedanken oder die Gedanken ihnen. Es gibt kein Wuchern der Vegetation.

Kyoto

Mein Hotelzimmer ist klein. Ein Schrank fehlt. Aber das Bad ist mit seinen Tüchern und Haarbürsten, Ohrenstäbchen, Zahnpasta und Zahnbürste, 3 verschiedenen Seifen – für jeden Körperteil eine –, Rasierzeug für Bart und ein anderes für Körperhaare, reicher ausgestattet als Hilton oder Sheraton. Eine Klimaanlage fehlt nie und funktioniert immer – manchmal zu gut, und man friert.

Auch Kyoto kennt Straßenzüge, wie die Berliner Friedrichstraße, und daneben Wohnschachteln. Man begegnet Frauen in wunderschönen Seidenkleidern und Mädchen in Miniröcken, die man eher Po-Binde nennen könnte, denn wo sie anfangen hören sie auch alsbald wieder auf.

Heute freue ich mich auf den Shugakuin Tempel und die kaiserlichen Gärten. Ein deutscher Hochschullehrer riet mir dieses Erlebnis, das ich nach einer langen schnellen Taxifahrt erreiche. Müde von der Wanderung durch die endlosen prachtvollen Anlagen, kommen mir einige zufrieden strahlende Ausländergesichter entgegen. Am Tor verlangt man von mir den Erlaubnisschein der kaiserlichen Verwaltung. Ich wusste nichts davon.

Während mein Ärger verraucht, komme ich meinem neuen Ziel näher, dem Ginkaku-ji-Tempel und Garten Higashiyama. Ein gepflegter, breiter, gemächlich ansteigender Fußweg endet an einem der Tempel; Tore aus Balken, die die Geister aus dem Heiligtum fernhalten sollen.

Schon die ersten sonnendurchfluteten Kiefern, Ahorn und Kampferbäume, die sich in den gewundenen, sorgfältig abgestuften Wasserläufen und kleinen Wei-

hern spiegeln, die man über kunstvolle Brücken erreicht, geben ein Bild der Naturgemeinschaft und Eintracht wieder, in der man die Gewissheit nicht los wird, dass hier die Bäume zwar der Sprache mächtig wären, aber einfach nicht reden wollten, bis man sie schließlich zum Lächeln brachte.

Die halbverborgenen Tempel tragen Reetdächer wie in Westfalen. Es regnet häufig. Alles Freudige kommt von den hier und dort durch die Schatten flammenden, rosafarbenen und roten Azaleen, die aus dichtem, lebhaft grünen Moos, das keine Erdfarbe aufkommen lässt, hervorleuchten und den Wanderer begleiten. Die Bäume sind kleiner gehalten. Ihr dichter Schatten soll den Moostepich nicht am Gedeihen hindern, der dankend alles mit seinem Smaragd übermantelt.

Die Wege sichern Bambusgeländer, die mit Seilen der Kokospalme abgebunden wurden. Immer wieder leise Vogelstimmen, wie von ehemaligen Bewohnern. Es sind Gärten wie Gedanken in einem Land, wo auch Gedanken wie Gärten anzutreffen sind. Aufblickend sehe ich im Halbdunkel jenseits der Bambusabgrenzung eine Hirschkuh und ihr Kälbchen, in Richtung auf mich, arglos den steilen Wald verlassen.

Gewiss, auch dieser Garten entstand durch Menschenhand, durch Gärtnerkunst.

Aber seit man ihn anlegt, entzieht er sich der ursprünglichen Auslegung und muss Jahr für Jahr mühsam zurückgefordert werden, weil er seine eigenen Wege will, seine eigene Sprache mit der Erde spricht, seine eigene Generationenfolge unmissverständlich an seine Ränder schreibt und wir erst im Schrein an seinem Ende von der Ungewissheit Abschied nehmen, wenn unsere Seele, geführt vom zarten Duft der Räucherstäbchen aus gewohnter Gegenwart in eine größere findet.

Noch der Achtloseste nimmt mehr aus diesen Gärten mit, als er ahnt, und daher ist es auch nicht fehl am Platz, dass eine so große Anzahl scheinbar unbeteiligter Schulkinder, die ernsten Wege mit ihrer Unbeschwertheit erfüllen.

Nicht weit vom Ginkaku-ji-Tempel führt der so benannte Philosophenweg Tetsugaku-no-Michi no michi einem zahmen, eingefriedeten Bach mit mäßigem Gefällen entlang, durch eine Allee von Kirschbäumen, deren Blütenpracht nun leider vorüber ist. Man erreicht den Nanzen-ji-Tempel, den das gewaltigste Tor kennzeichnet, das ich bisher gesehen habe. Den etwa 20 Gehminuten dauernden Weg begleiten viele Bänke, und wenn im April die Kirschblüte sich zur ersten wärmeren Sonne und dem Murmeln des Baches gesellt, muss eine Rast ein wunderbares Erlebnis sein.

Zurück zur Hochschule

Die Professorin der Frauenuniversität wartet in einem kleinen Kaffeehaus, und ich staune über die hervorragende Zuckerbäckerei und den köstlichen Cappuccino, den man in Europa nicht besser findet. Dem überall, also auch im Kaffee-

haus fühlbaren Platzmangel, der das Wahrzeichen japanischer Siedlungen zu sein scheint, begegnet man auch hier. So stehen unter unsern Tischchen kleine Körbe, in die man Handtaschen, gefaltete Regenschirme, Einkaufspakete legen kann, damit auf dem Tisch nichts umgestoßen wird.

Kyoto, die einstige Kaiserstadt, zählt etwa eineinhalb Millionen Einwohner und mehr als zwanzig Universitäten oder diesen gleichgestellte Institutionen. Wir sind unterwegs zur Frauenuniversität, wo, wie ich bald feststellen werde, über hundert Studentinnen und fünf Professorinnen warten. Meine Gastgeberin hat für jeden Einzelnen eine deutsch-japanische Ablichtung zusammengeheftet, und ich bewundere deutsche Organisation.

Zum Unterschied von Tokyo, wo sich die Diskussion nach der Lesung vor allem um die Kriegs- und Nachkriegszeit der beiden großen Konflikte drehte, interessieren hier die in den Gedichten behandelten griechischen Mythen. Eine sehr aufgeschlossene, freundliche Studentenschar umringt die Übersetzer und mich so erfreulich wie unerwartbar.

Mehr als aufgeräumt, beschließe ich nach dem Unterricht, den unweiten Kiyomizu-Tempel aufzusuchen.

Kiyomizu-Tempel

Nach einer kurzen Taxifahrt steige ich etwas zu früh aus und muss daher eine lange, steile und schmale Gasse steigen, was umso leichter fällt, als einem viele in herrliche blumengemusterte Seidenkimonos gehüllte junge Frauen entgegenkommen. Ihre Begleiter sind zwar ebenfalls traditionell gekleidet, aber wesentlich schlichter in schwarz-weiß oder grau.

Endlich durchschreite ich das rote hohe Tor und stehe auf der knarrenden Eingangsterrasse aus dunklem Holz, die den Schrein einfasst. Der Tempel lehnt an einem Berg und ist für seine Aussicht über Kyoto berühmt. Die Klöster leben an Bergen. Sie leben von Bergen, von Wäldern, vom Grün wie andere von Luft, und verlässt man sie, so bleibt nur, noch einmal einen heiligen Stein zu berühren, noch einmal einen heiligen Weg zu gehen, nichts sonst.

Welt, du bestehst aus letzten Tagen. Sie waren die ersten.

Von hier streift der Blick über die Weite Kyotos und kehrt in die dichten Wälder im Rücken des Tempels zurück, in deren Tiefe man irgendwo einen roten Punkt ausmacht, einen abliegenden Schrein, eines der offenen heiligen Gebäude, deren wahre Monumentalität gerade in der Wahl ihres Baumaterials liegt. Es ist Holz. Holz, das wuchs und dessen Zerfall der ausklingende Teil seines Wachsens ist. Ein Geschöpf, keine Häufung. Abfindung. Gelassenheit statt Gier. Das Enden als Teil des Beginns.

Den Tempel und sein duftschweres Dunkel verlässt man entweder auf dem Abstiegs Pfad, der eine weite Schleife entlang der an den Berg gehefteten Ne-

bengebäude nimmt und über ausgedehnte Wege in die nahe Siedlung und ihre Geschäftsgässchen führt, oder in dem man wieder an bildschönen, feierlich gekleideten Mädchen vorbei eine weitere nahe dem Aufstieg gelegene Terrasse erreicht, in deren stillem Geviert mehrere gemeißelte Inschriften auf Granittafeln Denkwürdigkeiten bewahren .

Ryoan-ji-Tempel

Hier also finde ich den Steingarten, den ich seit fünfzig Jahren sehen möchte. In einem höher über der Stadt Kyoto liegenden Bezirk lässt mich der Taxifahrer aus dem Wagen. Ein dunkles Holztor unterbricht mit seinem Schatten den kurzen, der Geister wegen mit versetzten Steinplatten ausgelegten Weg, längs eines großen Weihers zum Schrein, einem Saal mit verschiebbaren Wandbildern aus Seide. In einem Nebenraum liegt der Kaiser Ashram, außerdem zwei flache, verschiedenfarbige, niedere Podeste vor einer seidenen, bemalten Wandbespannung. Der unansehnliche Ort, den zu betreten verboten ist, war ein Thronsaal.

Man geht die wenigen Schritte hinunter zu einem Garten ohne Blumen, ohne Bäume, ohne Vögel, ohne Schmetterlinge, Duft, Farben. Die scheinbar ziellosen Wege, der Seerosenteich aus dem XII. Jahrhundert, die in seiner Mitte ruhende Insel mit dem Mandarin-Enten-Tempel, in dem Sarasvati wohnte, wirken aufgehoben. Man setzt sich zu den andern schweigsamen Besuchern aller Altersstufen und Herkunft unter den langgezogenen Dachsaum auf eine der wenigen Stufen, die den Beschauer vom berühmten Kieselfeld und seinen drei steinernen Bordüren trennen. Es misst von Osten nach Westen 25 m und von Nord nach Süd 10 m . Eine Mauer aus Tonziegeln, gehärtet in siedendem Öl, umgibt das Rechteck. Die Zeichnungen an ihr, die wie Gemälde aussehen, rühren vom ausschwitzenden Öl. Ein mäßig vorkragendes Dach schützt sie vor Witterung.

Die 15 von Vegetation eingefassten Felsbrocken, die scheinbar willkürlich verstreut in Gruppen von 2, 3, 4 und 5 auf dem mildweißen Kiesgrund liegen, bilden zusammen mit diesem den außergewöhnlichen Zen-Garten. Die hellen, gleichkleinen Kiesel sind mit einem Rechen in sich über die gesamte Länge des Vierecks ziehende leicht und willkürlich gekrümmte Zeilen ausgerichtet, in denen die kleinen Felsen wie Noten einer Partitur liegen.

Der Steingarten wurde am Ende des XV. Jahrhunderts geschaffen als Europa zum größten Prunk fand, als bei uns die Gärten von Boboli entstanden, Botticelli und Masaccio, Piero della Francesca, Dürer und Donatello, Bramante und Michelangelo, die Brüder van Eyck auftraten und Antonello da Messina das Ölbild nach Italien brachte.

Wie ist es erklärbar, dass ihr Nachfahre, der Europäer, hier im Ryoan-ji-Tempel nicht Mangel empfindet, nicht enttäuscht umkehrt? Dass diese scheinbar so karge Welt ihn ausfüllt und wunschlos lässt?

Das Denken scheint aufgehoben, an seine eigenen Grenzen geleitet. Es gibt kein Schauen. Man wird von seinen Gedanken stehen gelassen vor einem Bild, dessen Wahrheit die Grenzen der Wirklichkeit ausspricht. Man ist nicht überwältigt, aber man gewahrt, dass das Sein unausleuchtbar ist, auch wenn Zen den Weg über den Menschen hinaus andeutet. Es teilt sich mit. Aber man kann es nicht mitteilen.

Das Verweilen hier wird zum Maßstab, und je eher der Besucher zum Aufbruch drängt, umso ferner ist er vielleicht dem Wesentlichen.

Juli 2014, Mailand

Johann Wolfgang von Goethe Iphigenie auf Tauris

Ein Schauspiel

Von INGE BROSE-MÜLLER

Wie Antigone gehört Iphigenie zu den Frauen der Antike, die von der Mythologie und damit vom Willen der Götter schwer betroffen sind. Kindes-Opferung, d.h. blutiges Menschenopfer, Kidnapping im Ausland durch einen Barbaren, andernorts, im heimischen Myken, Gattenmord, Muttermord – das reicht für einen modernen Krimi! Wie wird daraus ein klassisches Drama?

Schiller, *der* Dramatiker, schreibt am 21. Januar 1802 aus Weimar an seinen Freund Körner: „Hier wollen wir im nächsten Monat Göthens Iphigenia aufs Theater bringen: Bei diesem Anlaß habe ich sie aufs neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Göthe die Notwendigkeit fühlt, einiges darinn zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Produkt bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungr Griechisch daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stücke zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles was ein Werk zu einem ächten dramatischen spezifiziert, geht ihr sehr ab.“ Dennoch kommt Schiller zu dem Schluss: „auch wird es [das Stück] durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben.“¹

An Goethe schreibt Schiller einen Tag zuvor, dass er „Iphigenie“ auf die Theater-Wirksamkeit betrachte, doch: „Das, was Sie das *Humane* darinn nennen, wird diese Probe besonders gut aushalten und davon, rathe ich, nichts wegzunehmen.“²

Am 22. Januar 1802 bekennt Schiller gegenüber Goethe: „Ich habe, wie Sie finden werden, weniger Verheerungen in dem Mscrtpt angerichtet, als ich selbst erwartet hatte, vornehmen zu müssen;“³ doch Schiller erkennt genau die Problematik des Goethe-Dramas: „Es gehört nun freilich zu dem eigenen Character dieses Stücks, daß dasjenige, was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Koulißen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Gesinnung, da-

1 Schiller, *Werke NA*, Weimar 1985, Bd. 31, S. 89f.

2 Schiller, *Werke NA*, Bd. 31,87f.

3 Ebd. 31,92f.

rinn zur Handlung gemacht ist und gleichsam vor die Augen gebracht wird. Dieser Geist des Stücks muß erhalten werden, und das Sinnliche muß immer dem Sittlichen nachstehen; ...“⁴

Wird Iphigenie dadurch so „verteufelt human“, dass man sie nur noch besingen kann, der Langeweile des Handlungsablaufs aber preisgegeben ist? Sie fordert uns zu Überlegungen und innerer Stellungnahme heraus.

Man höre sie selbst:

*„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil’gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligtum,
Tret’ ich noch jetzt mit schauerndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh’ ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.“*⁵

Die Sprecherin tritt in eine scheinbar bergende Natur heraus und spürt dort die Verhinderung des Geborgenseins in gleicher Weise wie im Tempel. Ihr Geist hat eine andere Zugehörigkeit. Seit dem ersten Betreten des heiligen Hains scheint lange Zeit vergangen („noch jetzt“, „So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen“). Iphigenie ist „verborgen“, aber nicht geborgen. Den Grund für ihr Unglück sieht sie in der Trennung von ihrer Familie in der Heimat Griechenland.

*„So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;“*

Das ist der erste Hinweis auf die Göttin.

*„Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswert.
Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg!
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.“*

4 Ebd. 31,93

5 *Goethes Werke, Hamburger Ausgabe* (HA), Bd. 5, S. 7ff., V. 1 – 14. Im Folgenden werden im Text die Verszahlen nach dieser Ausgabe angegeben.

*Wie eng-gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.“ (V. 23 – 34)*

Jämmerlicher kann die Situation einer Frau nicht beschrieben werden.

„Der Frauen Schicksal ist beklagenswert“!

Es ist tief beeindruckend, wie ruhig Iphigenie dieses von außen bestimmte Los trägt. Sie steigert sich erst zu innerer Erregung, als der Monolog mit dem Appell an die Göttin Diana in Gebet übergeht, wobei man Iphigenies Opferung und Rettung erfährt. Wenn sie fleht

*„So gib auch mich den Meinen endlich wieder
Und rette mich, die du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!“ (V. 51ff.),*

so ist der Bogen für die äußere Handlung von hier zu Iphigenies Heimkehr gespannt.

Der erste Monolog lenkt die Aufmerksamkeit aber auch auf die innere Entwicklung der Menschenseelen, auf das Gegenüber oder Miteinander von Mann und Frau und auf das rechte Verhältnis zum Göttlichen. Iphigenie klagt nicht über ihr individuelles Schicksal, sondern nimmt es als beispielhaft: *„Der Frauen Zustand ist beklagenswert“*.

Das Interesse des Zuschauers ist daher nicht nur auf die äußere Veränderung gerichtet, sondern auch auf „das Sittliche, was im Herzen vorgeht“ (Schiller). Dieser Wandel der Seele müsste zum Klassischen des Dramas führen.

Die erste Fassung von „Iphigenie“ hat Goethe nach Aischylos‘ (Orestie) und Euripides‘ (Iphigeneia) Vorbild in der Zeit vom 14. Februar bis 28. März 1779 in Prosa geschrieben, uraufgeführt am 6. April in Weimar bei Hof. Goethe spielt Orest, Karl Ludwig von Knebel den Thoas, Prinz Constantin den Arkas und Corona Schröter als einzige ausgebildete Schauspielerin Iphigenie. Goethe schreibt darüber in sein Tagebuch: „gar gute Würckung davon besonders auf reine Menschen“.⁶

Die Unzufriedenheit mit der Textform plagt ihn lange, so dass ihn „Iphigenie“, als er aus Karlsbad nach Italien aufbricht, als ungelöste Aufgabe begleitet.⁷ Tischbein schreibt in einem Brief an Lavater am 09.12.1786: „Er begerthe von mir ein Klein Stübgen wo er in Schlaffen und ungehindert in arbeiten könn-

6 *Goethe Handbuch* Bd. 2, hrsg. von Theo Buck, Stuttgart, Weimar 1997, S. 198

7 Ebd. S. 199

te [...] Da sitzt er nun jezo und arbeitet des Morgens an seiner Efigenia fertig zu machen, bis um 9 Uhr, den gehet er aus und siehet die hiesigen grosen Kunstwerke.“⁸

Es ist anzunehmen, dass Goethe in der Auseinandersetzung mit der Kunst zu seiner klassischen Dramenform gefunden hat. Schon als er auf der Reise nach Rom in Bologna, wie er meint, Raphaels⁹ S. Agatha im Palazzo Ranucci sieht, ist er zu tiefst beeindruckt. Dabei spielt das Martyrium der Heiligen keine Rolle; Goethe empfindet, dass der Künstler ihr „eine gesunde, sichre Jungfräulichkeit gegeben [hat] ohne Reiz, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe sie mir wohl gemerckt und werde diesem Ideal meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen laßen was diese Heilige nicht sagen könnte.“ (*Tagebuch*, 19.10.1786) Hier entsteht ein synästhetischer Zusammenhang im Schaffensprozess! Umgekehrt hat Goethes Drama eine Vielzahl von Iphigenie-Darstellungen hervorgerufen, die von Anselm Feuerbach ist vielleicht die bekannteste.

In Rom sind Goethe Kopf und Zunge frei geworden. Dort schreibt er „Iphigenie“ in dem harmonischen, reimlosen Vers der jambischen Fünfheber, dem Blankvers, der uns klassisch klingt. An Herder am 18.09.1786: „Nachdem mir das lange muthwillig verschloßne Ohr endlich aufgegangen, so verjagt nun eine Harmonische Stelle die nächste unharmonische und so wird hoffentlich das ganze Stück rein.“¹⁰ Faszinierend, solche Schaffensfreude!

Klassisch ist nicht nur das Versmaß, sondern auch der Aufbau in fünf Aufzügen. Dabei gibt die Anordnung der fünf Personen einen ersten Überblick.

I,1 **Iphigenie** (Monolog)

2 **Iphigenie**, *Arkas*

3 **Iphigenie**, *Thoas*

4 **Iphigenie** (Monolog)

II,1 Orest, *PYLADES*

2 **Iphigenie**, *PYLADES*

III,1 **Iphigenie**, Orest

2 **Orest** (Monolog)

3 **Iphigenie**, Orest, *PYLADES*

8 Ebd.

9 In neuerer Forschung hat sich herausgestellt, dass diese „S. Agatha“ fälschlich Raphael zugeschrieben wurde. Dazu Buck, Theo, „*Der Poet, der sich vollendet*“: *Goethes Lehr- und Wanderjahre*. Köln 2008

10 *Goethe Handbuch*, Bd. 2, S. 199

IV,1 **Iphigenie** (Monolog)

2 **Iphigenie**, *Arkas*

3 **Iphigenie** (Monolog)

4 **Iphigenie**, *PYLADES*

5 **Iphigenie** (Monolog mit Parzenlied)

V,1 Thoas, *Arkas*

2 Thoas (Monolog)

3 **Iphigenie**, Thoas

4 **Iphigenie**, Thoas, *Orest*

5 **Iphigenie**, Thoas, *Orest*, *PYLADES*, *Arkas*

6 **Iphigenie**, Thoas, *Orest*

Entsprechend ihrer Bedeutung ist Iphigenie in fast allen Szenen beteiligt – mit Ausnahme von II,1, wo sich Orest und Pylades auf Tauris orientieren, die Vorgeschichte aus griechischer Sicht einbringen und Orests Verfolgungswahn wie auch das delphische Orakel zur Heilung erwähnen; zweite Ausnahme: V,1, wo Arkas dem König die neue Situation darlegt; weitere Ausnahmen: die beiden Monologe des Orest (III,2) und des Thoas (V,2).

Iphigenie beginnt den ersten Akt mit ihrem Monolog I,1 „*Heraus in eure Schatten*“ und endet I,4 mit „*Du hast Wolken, gnädige Retterin*“. Im IV. Akt gehören ihr der 1., 3. und 5. Auftritt allein. Orest ist im mittleren der drei Auftritte des III. Aktes allein in seiner Vision des Totenreiches – sich seiner selbst bewusst werdend. Thoas spricht in V,2 seine innere Sicht aus. Diese Häufung der Monologe im Drama spricht dafür, dass die innere Entwicklung das bestimmende Thema ist. Nur Arkas, Thoas' Vertrauter, den auch Iphigenie den „Treuen“ nennt, und Pylades, Orests Freund, sind vom Monolog ausgeschlossen und daher mehr für das Planen und Vorantreiben der äußeren Handlung zuständig.

Im V. Akt steigert sich die Personenzahl von der 2. bis zur 5. Szene und konzentriert sich in der 6. und letzten Szene auf die drei entscheidenden Gestalten Iphigenie, Thoas, Orest, wobei die existentielle Auseinandersetzung zwischen Iphigenie und Thoas stattfindet, Orest aber die Lösung vorbereitet, indem er die neue Auslegung des Orakels von Delphi erkennt.

Auffallend ist, dass Thoas nur im I. und V. Akt auftritt. Dazwischen ist er durch Erwähnung in den Dialogen präsent.

Die Struktur zusammenfassend sieht man, dass der erste Akt als Exposition Iphigenies Situation in der Fremde, im Opfer gerettet von der Göttin Diana, darstellt. Aus ihrer Sicht bedrohlich, kompliziert Thoas' Werbung ihre Hoffnung auf Rückkehr nach Griechenland.

Der zweite Akt treibt die Handlung an, weil mit Orest und Pylades Griechenland näher rückt. Zwar erfährt Iphigenie den Ausgang des trojanischen Krieges und den Tod Agamemnons durch Klytämnestras List und Ägisthens Hand, doch das Lügengespinnst von Pylades – er verschweigt seinen und Orests wahren Namen – verhindert einen Fortschritt der äußeren Handlung.

Klarheit entsteht im dritten Akt, als Orest seine wahre Identität preisgibt, „zwischen uns sei Wahrheit! Ich bin Orest!“ (V. 1080f.)

Der dritte Akt, der üblicherweise die Peripetie bringt, zeigt den Höhepunkt von Orests Wahnvorstellungen, in seinem Monolog aber auch die Beruhigung in der Vision des Totenreiches, wo er die „Ahnherrn meines Hauses“ versöhnt sieht.

„Mit Thyesten / Geht Atreus in vertraulichen Gesprächen, / Die Knaben schlüpfen scherzend um sie her.“ (1274ff.) Er verfolgt die Ahnenreihe rückwärts bis zu Tantalus. In der Begegnung mit Pylades und Iphigenie kommt er zur Besinnung, so dass der Freund die Flucht in Aussicht stellt.

„... Jeder Augenblick ist teuer,
Und unsre Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, scheint es, eine günst'ge Parze spinnt.“ (V. 1338ff.)

Der vierte Akt retardiert den Fortschritt zur Heimkehr, weil Arkas im Sinne des Königs die Opferung der Fremden fordert und weil Iphigenie, die die „klugen“ Lügen des Pylades einsetzt, sich aber an die Güte des Königs gemahnt fühlt. Sie entschließt sich dennoch zur Tat, „... denn die Meinigen / Seh' ich in dringender Gefahr.“ (1689f.) Ihre Besinnung im Monolog mündet in das Parzenlied, in dem sie sich mit dem Wirken der Götter auseinandersetzt.

Der fünfte Akt bringt die Entscheidung. Arkas legt dem König seinen eignen Argwohn nahe. Die dritte Szene ist ein verbales Kräfteressen zwischen Thoas und Iphigenie. Sie hat z. T. die Form einer Gerichtsverhandlung, Thoas sagt: „Sprich unbehutsam nicht dein eigen Urteil.“ (V. 1875), z. T. nimmt die Szene die Form einer Beichte an „Ja, vernimm, o König“ (V. 1919). Im 4. und 5. Auftritt droht das Geschehen in Kampf „mit bloßem Schwert“ zu eskalieren, im 6. ist sogar Thoas bereit, sich mit Orest Mann gegen Mann zu messen, womit er Orest anerkennt. Iphigenie versteht es, durch die Macht ihrer Rede zu begütigen. Das Wort siegt über das Schwert.

Es müssen starke Argumente sein, die das vermögen.

Von Beginn an spielt sich ein innerer Kampf ab in der Vorstellung von Göttern und Menschen, von Mann und Frau, von Wahrheit und Lüge, Offenheit oder Schweigen. Alle Erkenntnis geht durch die Seele.

Iphigenie, Thoas und Orest erleben im Drama eine innere Wandlung.

Arkas wirft Iphigenie zu Beginn vor:

*„Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
Ins Innerste des Busens dir geschmiedet.“* (V. 72f.)

Dabei kennzeichnet das Adverb „*geschmiedet*“ die Verhärtung und Abgeschlossenheit, erinnert semantisch auch an Tantalus, von dem Orest sagt,

*„... Es haben die Übermächt'gen
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet.“* (III,2; V. 1367ff.)

Als Iphigenie (in I,3) Thoas ihre Herkunft aus Tantalus' Geschlecht offenbart hat, bekennt sie:

„Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt“ (V. 453).

Das kommt einer Befreiung gleich, sie bringt nach vielen Jahren diese Wahrheit ans Licht und leitet daraus die Notwendigkeit ab, ihr Haus in Griechenland entschöhnen zu müssen.

Thoas, verletzt durch die Ablehnung seiner Werbung, *„Der andre hört von allem nur das Nein“* (V. 451), unterlegt dem Wort „*Herz*“, das Iphigenie als Sitz ihrer Seele versteht, eine abwertende Bedeutung, die zugleich seine Einschätzung der Frau preisgibt:

*„... Tu was dein Herz dich heißt,
Und höre nicht die Stimme guten Rats
Und der Vernunft. Sei ganz ein Weib und gib
Dich hin dem Triebe“* (V.463ff.).

„*Herz*“ ist hier als Gegensatz der Vernunft wie eine weibliche Unfähigkeit dargestellt, ein den Trieben Verhaftet-Sein.

Da Iphigenie ihre Eheschweigerung als Willen der Göttin hinstellt, wertet Thoas noch einmal das „*Herz*“ ab:

„Es spricht kein Gott; es spricht dein eignes Herz.“

Iphigenie: *Sie reden nur durch unser Herz zu uns“* (V. 493f.)

Demnach ist das „*eigne Herz*“ der Ort, den Willen der Götter zu empfangen.

Die Verletztheit lässt Thoas den Unterschied in ihrer beider Sensibilität auf die Spitze treiben:

*„Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tisch bringt dich den Göttern näher
Als einen erdgeborenen Wilden.“* (V. 499ff.)

Mit dieser Selbsteinschätzung provoziert Thoas zwar nur, er hält sich nicht für einen „*Wilden*“, dennoch fällt er in den vorhumanen Zustand zurück, wenn er die Opferung der Fremden befiehlt.

Die Seele bewirkt nicht immer rein Gutes, sie ist nach Orests Erzählung auch seine und Pylades' Antriebskraft zum Mord an seiner Mutter:

„... wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen.“ (V. 1015ff.)

Orest steht in dem tragischen Konflikt zwischen notwendiger Rache und Mutertermord.

Für seine Seele spricht, dass er Iphigenies Lauterkeit spürt:

„Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
...Zwischen uns

Sei Wahrheit! [Pause im Vers!]

Ich bin Orest! ...“ (V.1076ff.)

Die Tatsache, dass nach „Sei Wahrheit!“ vier der fünf Jamben eines Verses ausfallen, gibt dem Bekenntnis entscheidendes Gewicht.

Orest spricht die Schwester als „du große Seele“ an. Das ist ein pars pro toto, zeigt darüber hinaus, worin sich Iphigenies Wesen konzentriert, sie ist Seele.

Die Wahrheit gebiert Wahrheit. Zum zweiten Mal (zuerst gegenüber Thoas) offenbart Iphigenie ihre Identität: „Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!“ (V. 1173)

Wie groß die Erschütterung durch die Wahrheit ist, sieht man darin, dass Orest am Ende dieser Szene „in Ermattung sinkt“ (vor V. 1255). Er erwacht aber nicht nach einem Heilschlaf (Faust!), sondern läutert sich in der Vision der Ahnen im Totenreich. Erst das Erkennen seiner Nächsten, Iphigenie und Pylades, bringt ihn ins Leben zurück. Man mag sich bei dem Folgenden an Fausts Osterszene erinnern fühlen („Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!“)¹¹

„Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.

Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,

Zum Tartarus und schlagen hinter sich

Die ehrnen Pforten fernabdonnernd zu.

Die Erde dampft erquickenden Geruch

Und ladet mich auf ihren Flächen ein,

nach Lebensfreud und großer Tat zu jagen.“ (V. 1358ff.)

Wie Iphigenie vertraut auch Orest auf die Sprache seines Herzens.

Bei der Geradlinigkeit der Seele ist es fast nicht zu glauben, dass Iphigenie sich auf Pylades' „kluge Worte“, auf sein Lügengespinnst, einlässt. Die angeblich notwendige Reinigung von Dianens Bild soll die Möglichkeit zur Flucht eröffnen.

¹¹ Faust I, V. 784. Goethes Werke, HA 3, S. 31

„O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre, wahrgesprochne Wort“ (V.1405)

Sie stellt die Verpflichtung gegenüber der Familie über ihre Wahrhaftigkeit. Das heißt, im 4. Aufzug ist Iphigenie in der Gefahr, sich selbst zu verlieren.

„Es schlägt mein Herz, es trübt sich meine Seele,
Da ich des Mannes Angesicht erblicke,
Dem ich mit falschem Wort begegnen soll“ (Arkas) (V. 1418ff.)

Arkas ist es, der den Seelenbegriff, bezogen auf Iphigenie, noch steigert, wenn er für Thoas plädierend sagt:

„Fühlt eine schöne Seele Widerwillen
Für eine Wohltat, die der Edle reicht?

...

O wiederholtest du in deiner Seele,
Wie edel er sich gegen dich betrug
Von deiner Ankunft an bis diesen Tag!“ (V. 1493ff.)

Mit der *schönen Seele* hat Iphigenie die Weihe der Empfindsamkeit.

Im folgenden Monolog erkennt sie die Einseitigkeit ihres Entschlusses zur Flucht.

„Von dieses Mannes Rede fühl ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Busen
Auf einmal umgewendet. Ich erschrecke!“ (V. 1503)

Sie wird sich dessen bewusst,

„Daß ich auch Menschen hier verlasse,...
O bleibe ruhig meine Seele!“ (V. 1524ff.)

Iphigenie erkennt ihre Gefährdung:

„Den festen Boden deiner Einsamkeit
Mußt du verlassen! Wieder eingeschifft,
Ergreifen dich die Wellen schaukelnd, trüb
Und bang verkennest du die Welt und dich.“

Iphigenie ist in ihrer Erkenntnis so weit vorangeschritten, und doch ist sie gegen Pylades' „kluge Worte“ nicht gefeit. Pylades wird nicht als Lügner abqualifiziert, er ist der Pragmatiker, der schnellen Rat ausdenkt, eine moderne Gestalt und Kontrastfigur zu Orest.

Pylades: „... Warum hast du nicht
Ins Priesterrecht dich weislich eingehüllt?

Iphigenie: *Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.*

Pylades. *So wirst du, reine Seele, dich und uns
Zugrunde richten.“* (V. 1580ff.)

Zwischen der „reinen Seele“ und dem planenden Verstand steht die Rettung auf Messers Schneide.

„Pylades: *Braucht's Überredung, wo die Wahl versagt ist?
Den Bruder, dich und einen Freund zu retten,
Ist nur e i n Weg; fragt sich's, ob wir ihn gehen?*
Iphigenie: *O laß mich zaudern! Denn du tätest selbst
Ein solches Unrecht keinem Mann gelassen,
Dem du für Wohltat dich verpflichtet hieltest.*“ (V. 1666ff.)

Wahrheit und Lüge stehen im Kampf. Nach dem Kommentar der Hamburger Ausgabe wird Lüge „im Ganzen des Dramas weniger im Sinne einer formalen Unrichtigkeit der Aussage abgelehnt, denn vielmehr als ein des Menschen nicht würdiges Mittel, sich allzu billig aus dem Zusammenhang von Schicksal und Schuld herauszunehmen.“¹² Eine interessante Definition ist auch, dass Wahrheit die „Anerkennung der kreatürlichen Bedingtheit des Menschen“ sei, Lüge dagegen der Versuch, „sich dieser Bedingtheit zu entziehen und sich eigenmächtig in einer Zone der Schicksalslosigkeit anzusiedeln.“¹³

Behauptet Schiller, man könne Goethes Iphigenie keiner antiken Tragödie vergleichen, so rückt doch der Vergleich mit der Iphigenieia des Euripides die Besonderheit der klassischen Iphigenie ins Licht.

Was das Lügen betrifft, gibt Iphigenie ihre Hilflosigkeit zu:
„*Und haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt, was ich dem König
Antworte...*“ (V. 1398)

Sie muss sich „*Leiten lassen wie ein Kind*“ (V. 1402).

Dieser schönen Naivität steht bei Euripides eine Iphigenie gegenüber, die sich aktiv und versiert an der Intrige beteiligt. Orest sagt dort: „Im Ränkespinnen sind die Frauen doch gar geschickt!“¹⁴

Der antike griechische Dichter fasst die Taurier auch ohne weiteres als Barbaren auf, denen Recht geschieht, wenn den edlen Griechen die Flucht gelingt.

Goethes Iphigenie nennt Thoas vom ersten Monolog an einen „*edlen Mann*“, auch in Arkas Mund ist er stets der Edle, vom Barbaren weit entfernt, denn auch ihm wird eine „*große Seele*“ zugesprochen (V. 181). Das wird nur einmal in Frage gestellt:

12 *Goethes Werke*, HA Bd. 5, S. 422

13 Ebd. S.423

14 *Goethes Werke*, MA 3.1, S. 787

Iphigenie: „*Wie? Sinnt der König, was kein edler Mann,
Der seinen Namen liebt, und dem Verehrung
Der Himmlischen den Busen bändiget,
Je denken sollte? Sinnt er, vom Altar
Mich in sein Bette mit Gewalt zu ziehn?*“

Diese Gefahr der Gewalt verneint Arkas. Er verweist Iphigenie auf ihre eignen Mittel, die Fähigkeiten einer Frau.

Für den Mann gilt:

„*Der Skythe setzt ins Reden keinen Vorzug,
Am wenigsten der König. Er, der nur
Gewohnt ist zu befehlen und zu tun,
Kennt nicht die Kunst, von weitem ein Gespräch
Nach seiner Absicht langsam fein zu lenken.*“ (V. 164ff.)

Die Stärke der Frau hingegen liegt im Wort:

„*Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.*“ (V. 213f.)

Inwieweit hat Iphigenies Aussage „*Der Frauen Zustand ist beklagenswert*“ (I,1) ihre Richtigkeit? Dem Mann ordnet sie die herrschende Position zu, sein Lebensinhalt bestehe in Besitz, siegreichem Krieg und ehrenvollem Tod. Er ist dann aber auch tot! Der Frau ist Gehorsam zugeschrieben. Iphigenies Klage am Anfang entspringt hauptsächlich ihrem Dasein im Exil. Hier sagt sie:

„*Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost;*“ (V. 30f.),

im 5. Aufzug, in der Auseinandersetzung mit Thoas, relativiert sie den Gehorsam:

„*Der Fürstin willst du rasch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausspruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.*“ (V. 1824ff.)

Im 4. Akt, von Pylades eingenommen, sagt sie noch:

„*O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt*“ (1677ff.),

womit die Zielstrebigkeit, aber nebenbei auch Sturheit des Mannes zum Ausdruck kommt.

Im 5. Akt trumpft sie auf:

„... *Beschönige nicht die Gewalt,
die sich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin so frei geboren als ein Mann.*

...

*Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.“* (V. 1856ff.)

In der Spanne vom 1. bis zum 5. Akt ist sie zum Bewusstsein ihrer weiblichen Kraft gelangt. Sie sagt nicht mehr „*der Frauen Zustand*“, sondern sie sagt **Ich**, „*Ich bin so frei geboren als ein Mann*“. Iphigenie verkörpert die Selbstfindung der Aufklärung!

In ihrem Tiefpunkt im 4. Akt, als sie dem Diebstahl des Diana-Bildes und dem Fluchtplan nicht widerspricht, ist sie noch fremdbestimmt. Das überwindet sie in der Auseinandersetzung mit Thoas, als sie das Vorhaben offenbart [ihre 3. Offenbarung]. Dieser Verrat ist ihre Leistung, sie stellt die Humanität über die taktische Familienrettung. Als große Seele fordert sie von dem „*edlen Mann*“, der immerhin die Menschenopfer neu befohlen hat:

„*Allein e u c h leg ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaftig seid, wie ihr gepriesen werdet,
So zeig's durch euern Beistand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit!*“ (V. 1916ff.)

Wie sehr die dramatische Entscheidung auf Messers Schneide steht, zeigen Thoas Worte:

„ ... *Du glaubst, es höre
Der rohe Skyte, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
Der Grieche nicht vernahm?
Iphigenie: ...Es hört sie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt*“ (V.1937ff.)

So wie Iphigenie ihre Handlungsweise charakterisiert „*Ich untersuche nicht, ich fühle nur*“ (V.1650), legt sie Thoas dieses weibliche Verhalten nahe, das menschlich macht:

„*Bedenke nicht; gewähre, wie du's fühlst*“ (V. 1992).

Iphigenies Geständnis kommt gerade noch zur rechten Zeit, denn im 4. und 5. Auftritt bricht die Wirklichkeit der äußeren Handlung ein. Orest und Thoas greifen zum Schwert, Orest meint, mit Gewalt, dem männlichen Mittel, die Schwester retten zu können, doch Arkas berichtet die militärisch aussichtslose Lage der

Griechen.

„ ... *ihr Schiff ist unser.*

Ein Wort von dir, so steht's in Flammen“ (V. 2020f.).

Was Arkas verlangt, ist ein Befehlswort, nicht das gute Wort, auf das Iphigenie vertraut.

Die Schlusszene ist wortreich, aber dennoch wird der Wahrheitsbeweis, dass Orest aus dem Tantalidengeschlecht stammt und Iphigenies Bruder ist, durch Dingsymbole gegeben; Orest weist Agamemnons Schwert vor, Iphigenie erkennt das Mal an seiner Hand und die Narbe an seiner Braue. Auch die Aufklärung und richtige Auslegung von Apolls Auftrag wirkt opernhaf, immerhin braucht es mehrere Aufzüge, um zu dem Schluss zu kommen:

Orest: *„Das Bild, o König, soll uns nicht entzweien!*

Jetzt kennen wir den Irrtum, den ein Gott

Wie einen Schleier um das Haupt uns legte,

Da er den Weg hierher uns wandern hieß.

Um Rat und um Befreiung bat ich ihn

Von dem Geleit der Furien; er sprach:

„Bringst du die Schwester, die an Tauris Ufer

Im Heiligtume wider Willen bleibt,

nach Griechenland, so löset sich der Fluch.“

Wir legten's von Apollens Schwester aus,

Und er gedachte d i c h! Die strengen Bande

Sind nun gelöst: du bist den Deinen wieder,

Du Heilige, geschenkt.“ (V. 2107)

Vielleicht ist es auch ein Zeichen der Aufklärung, dass ein Schleier weggezogen wird und die lebensvolle Wirklichkeit gilt.

Nach diesen handfesten Auflösungen kommt Goethe doch wieder auf die humane Ebene zurück. Die Entscheidung liegt in Thoas' Hand oder Herz!

Orest bringt die Entwicklung des Dramas auf eine gültige Formel:

„Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,

Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele

Beschämt, und reines kindliches Vertrauen

Zu einem edlen Manne wird belohnt.“ (V. 2142ff.)

Im Grunde bestätigt Orest Iphigenies Auffassung von Männer- und Frauenschicksal und zeigt darin seine Wandlung.

Iphigenies erste Aufforderung zur „*edeln Tat*“ (V. 2149), dem Versprechen nachkommend, sie und die Ihren frei ziehen zu lassen, beantwortet Thoas widerwillig mit „*So geht!*“ (V. 2151), seine letzten Worte sind „*Lebt wohl!*“ (V.

2174). Das hat bei den Interpreten ein unterschiedliches Spektrum an Deutungen hervorgerufen.

In dieser Szene stehen drei Personen bei einander, von denen zwei, Iphigenie und Orest, in dem Wunsch vereint sind, Tauris zu verlassen, was Thoas' Vorstellung entgegen steht. Wenn Iphigenie in Vers 2148 plädiert, „*Sieh uns an! Du hast nicht oft / Zu solcher edeln Tat Gelegenheit*“, so ist Thoas offenbar abgewendet, wenn er entgegnet: „*So geht!*“ (V. 2151)

Sie sagt nach langer Ausmalung des zukünftigen Gastrechts noch einmal:

„*Leb' wohl! O wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!*“

...

„*Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte.*“ (V. 2168ff.)

Demnach steht Thoas noch immer abgewendet.

Für die Inszenierung und die Deutung des Dramas ist entscheidend, wie der König sich bei seinen folgenden Worten verhält:

Gibt er das zweimal eingeforderte „*Leb wohl!*“ nur widerwillig zurück und wendet sich nicht zu, dann bleibt er in der Barbarei als abgewiesener Liebhaber.

Da das aber keine dramatische Steigerung am Schluss wäre und weil Thoas in Iphigenies Rede vom ersten Monolog an immer wieder als „*edler Mann*“ eingeschätzt wird und nur wenige Rückfälle in die raue Art der Skyten zeigt, und außerdem Arkas schon in I,2 sagt:

„*Ein Edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt*“ (V. 213f.),

ergibt die Zuwendung mit einem herzlichen „*Lebt wohl!*“ (im Plural!) und der Besiegelung im Handschlag einen besseren Sinn. Dieser Abschied ist nicht der Triumph, sondern nur der Beginn der Humanität.

Anfangs behauptete ich, Iphigenie gehöre zu den Frauen der Antike, die von der Mythologie und damit vom Willen der Götter schwer betroffen seien.

Wie steht sie zu den Göttern und vor allem zur Göttin Diana?

Ist sie Opfer, Priesterin oder gar selbst Göttin? Orest nennt sie „*Du Heilige*“ (V. 2107).

In archaischer Zeit gibt es die jungfräuliche Göttin Iphigenie, die zur Göttin Artemis/Diana wird, als sich die olympischen Götter etablieren, indem sie die Titanen stürzen. Durch diesen vorzeitlichen Bezug besteht eine Affinität zu Diana, aber Iphigenie ist auch leibliche Tochter des Agamemnon und damit aus Tantalus' Geschlecht, den die Götter hoch erhoben und zum Tartarus stürzten. Über ihn sagt Iphigenie:

„... Götter sollten nicht
Mit Menschen wie mit ihresgleichen wandeln:
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräter,
Allein zum Knecht zu groß, und zum Gesellen
Des großen Donners nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich.“ (V. 315ff.)

Iphigenie zeigt die Verschiedenheit des Seins von Göttern und Menschen auf. Die göttliche Machtvollkommenheit ist unberechenbar, nach unserem Empfinden sogar ungerecht, Willkür, aber unausweichlich.

„Ach, und sein ganz Geschlecht trug ihren Haß!“ (V. 326)

Das führt Iphigenie Thoas von Generation zu Generation in grausigen Einzelheiten vor Augen bis hin zu ihrer Opferung in Aulis, die immerhin die Göttin Diana von Agamemnon gefordert hat, um günstigen Wind für den Kriegszug nach Troja zu gewähren. Das ist wie ein Handelsvertrag zwischen Agamemnon und der Göttin, die sich aber die Freiheit der Errettung nimmt!

„... Sie war versöhnt:

*Sie wollte nicht mein Blut und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in diesem Tempel
Erkennt' ich mich zuerst vom Tode wieder.“* (V. 426ff.)

Daher führt sie das Recht der Göttin auf ihr „geweihtes Leben“ an (V. 438), und sie argumentiert gegen weitere Menschenopfer:

„Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt: er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht selbst dem Priester?
Ihr war mein Dienst willkommener als mein Tod“ (V. 523ff.)

Zweifellos kann man in Iphigenies Opferung und Rettung eine Parallele zum Opfer Isaaks sehen. In Moses 1, Kap. 22 heißt es, dass Gott Abraham „versuchte“, als er ihn zum Brandopfer seines eigenen Sohnes auffordert. Abraham gehorcht blind, ohne um eine Gegenleistung gebeten zu haben. Erst als Abraham bereit ist, seinen Sohn zu schlachten, greift die Gottheit rettend ein.

Auch diese göttliche Probe erscheint sehr archaisch, eben alttestamentarisch!

Im Anfangsmonolog behauptet Iphigenie, sie „rechte mit den Göttern nicht“ (I,1; V. 24), aber genau das tut sie doch, wenn sie zugibt, „mit stillem Widerwillen“ zu dienen, „... Mein Leben sollte / Zu freiem Dienste dir gewidmet sein“ (V. 37f.).

Wenn sie sich in „*ernsten, heil‘gen Sklavenbanden*“ fühlt, dann schränkt nicht nur Thoas sie ein, auch Diana bindet sie. Sie ist zwar Priesterin, aber unfrei.

Im zweiten Monolog (I,4)

„*Du hast Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte, ...*“ (V.538ff.)

begreift Iphigenie Diana als gute Göttin, wenn sie darum betet, vor der Pflicht zum Menschenopfer bewahrt zu bleiben,

„*Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weit verbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen*“ (V. 554ff.).

Der Friede zwischen Göttern und Menschen ist gegeben, wenn der Wesensunterschied von Ewigkeit und Zeitlichkeit gewahrt ist.

Wie verändert sich Iphigenies Verhältnis zu den Göttern im Verlauf ihrer Monologe?

Der IV. Aufzug beginnt:

„*Denken die Himmlischen
Einem der Erdgeborenen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zu Freude
Tieferschütternden Übergang:
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Not
Auch die Hilfe bereit sei,
Einen ruhigen Freund*“ (V. 1369ff.).

Dieser freudige Gedanke kommt in tänzerischen Daktylen daher. Es fällt auf, dass Iphigenie Hilfe jetzt von dem Freund Pylades erwartet, der immerhin noch von den „*Himmlischen*“ gesandt erscheint. Dennoch wird sie sich auch ihrer eigenen Gefährdung bewusst, „*O weh der Lüge, sie befreiet nicht*“ (V. 1405).

Mehr und mehr fühlt sie sich von der Göttin verlassen. In IV,3 heißt es:

„... *Ich erschrecke!* –

*Denn wie die Flut mit schnellen Strömen wachsend
Die Felsen überspült, die in dem Sand
Am Ufer liegen: so bedeckte ganz
Ein Freudestrom mein Innerstes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es schien sich eine Wolke wieder sanft um mich zu legen, von der Erde mich
Emporzuheben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttin
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte ...“ (V. 1503ff.)*

Der Schutz der Göttin ist Vergangenheit, und in dem Moment, in dem sie sich zwischen Entsühnung der eigenen Familie und Wahrung der Humanität in Thoas' Reich in einem tragischen Zwiespalt befindet, ist die rettende Wolke Illusion. Der Not gehorchend, emanzipiert sie sich.

Der letzte Monolog (IV,5) zeigt: Iphigenie ist auf sich selbst verwiesen.

Sie begehrt sogar gegen die Götter auf, befürchtet es wenigstens:

*„O daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwillen keime! der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich
Und rettet euer Bild in meiner Seele!“ (V. 1712ff.)*

Der Appell „Rettet mich“ kann sich nicht auf Iphigenies äußere Situation beziehen, denn sie ist nicht gefährdet wie bei der Opferung in Aulis. Auch der zu einfache Kausalzusammenhang: Wenn ihr mich rettet, bleibt ihr in meinem Inneren unbescholten, trifft nicht zu. Es geht um die Identität des göttlichen Bildes und der menschlichen Seele. Stürzte das Bild der Götter in Iphigenies innerer Vorstellung ein, dann wäre ihr der Boden unter den Füßen weggezogen, sie verlöre sich selbst.

Gerade in dem Moment, als sie an der Güte und Gerechtigkeit der Götter zweifelt, fällt ihr das alt vertraute Parzenlied ein.¹⁵ Darin wird das problematische Verhältnis von olympischen Göttern und irdischen Menschen beschrieben:

*„Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!*

¹⁵ Die Parzen zählt Goethe als Schicksalsgöttinnen zu den vorolympischen Göttern. Tantalus rechnet er ebenfalls zu den Titanen, daher rührt die Sympathie der Parzen für ihn und darum hassen sie „grimmig“ die Olympier. Vgl. *Goethes Werke*, MA, 3.1, S. 789

*Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.*

*Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.*

*Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste,
Geschmäht und geschändet,
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes.*

*Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.*

*Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern
Und meiden, im Enkel
Die ehemals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.*

*So sangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte*

*In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und schüttelt das Haupt“ (V. 1726ff.)*

Die letzte Strophe kann nicht von den Parzen gesungen sein, da sie über diese berichtet. Es liegt ein unabhängig wissender Sprecher nahe, der den Ahnherrn das Haupt schütteln sieht. Das Lied steht den antiken Chorliedern nahe, die Zusammenhänge geben und sich lyrisch vom Dramentext abheben wie diese daktylischen Strophen.

Warum schüttelt der Alte das Haupt, wenn er „*Kinder und Enkel denkt*“?

Heißt das nicht, dass der Fluch für die Nachkommen unmenschlich ist, Götterwillkür, die aufhören muss?

Im V. Aufzug fragt Iphigenie:

*„Was bleibt mir nun, mein Innres zu verteid’gen?
Ruf ich die Göttin um ein Wunder an?
Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen?“ (V. 1883ff.)*

Die Frage nach der Göttin und dem Wunder ist nur mehr ein vorübergehender Gedanke, die Besinnung auf sich selbst wird entscheidend. Daraus schöpft sie die Kraft zur Wahrheit.

Und wenn Thoas provozierend fragt:

*„... Du glaubst, es höre
Der rohe Skythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit, und der Menschlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?“*,

dann legt Iphigenie die Menschheit fest – ohne Ansehen der Herkunft:

*„Es hört sie jeder,
geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt.“ (V. 1937ff.)*

Das ist die Idee der Humanität, das Zutrauen zur Menschlichkeit des Menschen.

Literaturverzeichnis

Goethes Werke, Hamburger Ausgabe (HA), Bd. 5, Hamburg 1960, 4. Aufl.

Goethe, Sämtliche Werke, Münchner Ausgabe (MA), Bd. 3.1, München 1990

Goethe Handbuch, Bd. 2, hrsg. von Theo Buck, Stuttgart, Weimar 1997

Schillers Werke, Nationalausgabe (NA), Bd. 31, Weimar 1985

Buck, Theo, „*Der Poet, der sich vollendet*“ – *Goethes Lehr- und Wanderjahre*, Köln 2008

Politzer, Heinz, „*Kein Mensch ist ein Eiland*“, *Zu Goethes »Iphigenie«*
In: Ders.: *Das Schweigen der Sirenen*, Stuttgart 1968

Rasch, Wolfdietrich, *Goethes »Iphigenie auf Tauris« als Drama der Autonomie*.
München 1979

Bad Lauchstädt und seine berühmteste Verlobung: Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld¹

VON UDO VON DER BURG

I. Geschichte von Bad Lauchstädt – ein Abriss

In einem zwischen 881 und 899 entstandenen Hersfelder Zehntverzeichnis wird Lauchstädt zweimal als zehntpflichtiger Ort *Lochst* im Friesenfeld erstmals urkundlich erwähnt. Seit 1341 Lehen der Herzöge von Braunschweig, gelangte die Siedlung 1370 an die Bischöfe von Merseburg, die dem Ort 1430 das Stadtrecht verliehen und im 16. Jahrhundert eine schon vorhandene Burg zu einem Renaissance-Schloss ausbauten. 1657 wurde Merseburg Sitz einer Seitenlinie der kursächsischen Albertiner.² Das Lauchstädter Schloss diente 1684 bis 1734 den Herzögen von Sachsen-Merseburg als Wohnsitz.

Mehrere Brände in den Jahren 1700 und 1701 vernichteten insgesamt 61 Häuser; lediglich Schloss, Kirche, Rathaus und Amtshaus blieben verschont. In dieser Not erwies es sich als wahres Glück, dass durch Zufall eine heilkräftige Mineralquelle entdeckt wurde. Eine bisher gänzlich unbeachtet gebliebene Wasserquelle in einem Garten sollte zur Speisung eines Fischbehälters dienen. Zur allgemeinen Bestürzung wollte das Wasser den Fischen gar nicht bekom-

1 „Reisekommentar“, vorgetragen während der 99. Tagung der Humboldt-Gesellschaft auf der Busfahrt von Halle nach Bad Lauchstädt und auf der Rückfahrt am 10. Mai 2014, abends, um die Teilnehmer auf das Besuchsziel einzustimmen.

2 Kurfürst Friedrich II. von Sachsen (1464-1486) teilte seine Territorien auf seine beiden Söhne Ernst und Albert auf. Hierbei erhielt Ernst Gebiete in Thüringen und um Wittenberg sowie die Kurwürde, Albert hingegen das Gebiet um Meißen und die Herzogswürde. Friedrich der Weise (1486-1525), Luthers Beschützer, war Ernestiner. Im Schmalkaldischen Krieg (1546/47) löste sich Herzog Moritz (1541-1553), der Albertiner, aus der protestantischen Koalition und trat auf die Seite des Kaisers über. Moritz, der „Judas von Meißen“, erhielt zum Dank die Kurwürde und weitere Territorien in Sachsen, während sich Johann Friedrich (1532-1553), der Ernestiner, nun mit Thüringen und der Herzogswürde begnügen musste. Das ernestinische Territorium wurde sodann durch Erteilungen weiter zersplittert. Fortan regierte als Kurfürst in Dresden ein Albertiner, während der Herzog von Weimar Ernestiner war. Kurfürst Johann Georg I. (1611-1656) teilte sein Land unter seine vier Söhne auf: Die drei jüngeren erhielten als sog. Sekundogenituren die Klein-Herzogtümer Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Zeitz und Sachsen-Merseburg. Alle drei Nebenlinien starben bis 1746 aus, ihre Territorien fielen an die Hauptlinie Dresden zurück. – Die Sekundogenitur dient der hausgesetzlich festgelegten herrschaftlichen Versorgung zweit- bzw. nachgeborener Söhne. Ihr Territorium ist deutlich kleiner und mehr oder weniger rechtlich abhängig von der Hauptlinie. Damit wurde eine regelrechte Erbteilung verhindert, die in der Regel zu Kleinst-Territorien und zu deren Bedeutungslosigkeit führte.

men: Sie gingen nach und nach ein. In seiner Ratlosigkeit bat der Gartenbesitzer seinen Freund, den berühmten Dr. Friedrich Hoffman (1660-1742)³, Professor der Arzneigelehrsamkeit in Halle, um eine Expertise. Und dieser überraschte die schon Schlimmstes befürchtenden Lauchstädter Einwohner mit dem Urteil, „*dass es ein gesund Wasser sei, welches in vielen sonderlich langwierigen Krankheiten als Fiebern, Geschwulst, Bleichsucht bei den Frauenzimmern etc., insonderheit aber äußerlich als ein Bad, zu Stärkung der schwachen Glieder, mit nicht geringem Nutzen würde können gebraucht werden.*“⁴

Damit begann der Aufstieg der Stadt zum „sächsischen Pyrmont“. Schnell entstanden Gerüchte über wundersame Heilungen, und 1710 ließ die Herzogin Erdmuth Dorothea von Sachsen-Merseburg (1661-1720), die Landesherin, ein hölzernes Brunnenhäuschen bauen für diejenigen, die das Wasser „in einiger Bequemlichkeit“ zu sich nehmen wollten. Sie ließ die Quelle einfassen und die ersten Kuranlagen ausbauen, ein Brunnenmeister wurde eingestellt, ein Brunnenarzt begann zu praktizieren, so dass das Jahr 1710 als Gründungsjahr von Bad Lauchstädt gilt. Es ergaben sich im Laufe der Zeit Heilerfolge bei folgenden Krankheiten: „*Blutarmut und Bleichsucht, Skruphulose und Rachitis, Nervenkrankheiten, Neurasthenie, Hysterie, Hypochondrie, Neuralgien, Rheumatismus, Gicht, Nieren- und Blasenerkrankungen, Intoxinationskrankheiten, Rekonvaleszenz bei Lungenentzündung, Typhus, schweres Wochenbett, Menstrualanomalien*“⁵.

Auch die - damals bereits bestehende - Bäderliteratur berichtete über den neuen Heilort. In seiner bisweilen humorvollen Art äußerte sich der „königlich polnische und kurfürstlich sächsische Land-, Berg- und Stadtphysikus Doctor Johann Friedrich Henckel“ (1678-1744) in seinem Buch: „*Bethesda portuosa: Das Hülfreiche Wasser zum Langen Leben*“ (1726) folgendermaßen: „*Frische Luft und gutes Bier seien die wichtigsten Medikamente. Mehr als Gold-Essenzen und Herz-Pulver sei jedoch der Genuss guten Bieres bei Bädern hilfreich. Brauhäuser und Bierkeller seien die vornehmsten Apotheken. Deshalb – so Henckel – ist Lauchstädt so ungeheuer glücklich zu nennen, wo man das unvergleichliche Merseburger Bier so nahe zur Hand hat. Bei einem Kuraufenthalt sei das wichtigste ein Beutel mit Geld. Denn im Bade wolle man nicht bloß zur Notdurft etwas aufwenden, sondern zur Ergötzlichkeit. Was helfe es dem Menschen, wenn er das Bad mit der ganzen Apotheke ein-*

3 Von ihm stammt die Rezeptur der Hoffmanns-Tropfen.

4 Ehrlich, Willi: *Bad Lauchstädt. Historische Anlagen und Goethe-Theater*, hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Literatur in Weimar, 2. Aufl., Weimar 1968, S. 5; vgl. ferner: Rhode-Jüchtern, Ursula: *Weimars kleine Schwester. Bad Lauchstädt und sein Goethe-Theater*, Neuauflage Husum 2002.

5 Vgl.: *Der Lauchstädter Mineralbrunnen und seine Bedeutung*, Lauchstädt 1906, S. 36ff.

nehme, aber nichts Gesundes und Stärkendes an Speis und Trank in sein Maul komme.“⁶

Bad Lauchstädt wurde bald von dem Adel des mitteldeutschen Raumes, Kursachsens und Polens aufgesucht.⁷ Hinzu kamen die reichen Bürger und Gelehrte der umliegenden großen Städte. Mehr oder weniger regelmäßige zeitgenössische Gäste waren: der Domherr Friedrich Eberhard Freiherr von Rochow (1734-1809) aus Reckahn, der preußische Bergwerks- und Hüttenminister Friedrich Anton Freiherr von Heinitz (1725-1802), Kurfürst Friedrich August von Sachsen (1763-1727) und die Kurfürstin, die thüringischen Fürsten, auch Herzog Karl August von Sachsen-Weimar (1758-1828) mit Goethe, kursächsische Minister und Hofbeamte.⁸ Noch der letzte Herzog von Sachsen-Merseburg, Heinrich (1731-1734), modernisierte die Badeanlagen, sorgte für die Reinhaltung der Quelle und errichtete einen Kursaal, in dem insbesondere die Standespersonen ihre Assembles und Bälle, ganz wie in den zeitgenössischen großen Badeorten, abhalten konnten.

Ab 1775 diente Bad Lauchstädt dem Dresdner Hof als Sommerresidenz. Nicht in jedem Jahr, aber sehr häufig verbrachte die kurfürstliche Familie den Sommer in Bad Lauchstädt, begleitet von einem umfangreichen Hofstaat, der aus Chargen wie: Oberhofmeister, Oberstallmeister, Oberkammerherr, Hofmeistern, Stallmeistern, Kammerherren, Generaladjutanten, zwei Beichtvätern⁹, einem Hofkaplan, Dienerschaft, einer Kavallerie- und einer Infanterie-Abteilung usw. usw. bestand. Schloss und Kuranlagen wurden dem kurfürstlichen Geschmack und Gebrauch angepasst, die Anlagen alsbald bau- und gartenkünstlerisch besonders glücklich gestaltet. Auch die Einrichtung eines Eiskellers gehörte zum kurfürstlichen Luxus.

Eine neuartige Heilmethode war die Verabreichung von Dusch-Bädern. Eine „Wasserkunst“ pumpte das Wasser in Reservoirs und Wärmepfannen im Mansardengeschoss, von wo aus das warme Wasser in steinerne Wannen im Erdgeschoss hinabdußte.

Sozial gesehen unterschied sich die Badegesellschaft sehr deutlich.¹⁰ Der Adel und die Beamenschaft schlossen sich streng gegenüber dem Nichtadel ab. Aber auch unter sich war die Oberschicht hierarchisch geordnet. Der Kurhaus-Pächter musste an der gemeinschaftlichen Tafel in folgender Ordnung platzen:

6 Vgl. Ehrlich, Willi: A. a. O., S. 6. Henckel, Arzt, Mineraloge, Metallurge und Chemiker, war zu Lebzeiten eine Berühmtheit. Er wirkte in Freiberg.

7 Ehrlich, Willi: A.a.O., S. 7f.

8 Vgl.: *Der Lauchstädter Mineralbrunnen und seine Bedeutung*, Lauchstädt 1906, S. 75f.

9 Friedrich August II. (1694-1733), auch: der Starke genannt, war katholisch geworden, da er durch den Konfessionswechsel seine Aussichten auf den polnischen Königsthron erhöhen wollte.

10 Ehrlich, Willi: A.a.O., S. 13ff.

obenan die Excellenzen, dann Grafen, Barone usw., die Bürgerlichen, soweit zugelassen, ganz unten. Allerdings hatten alle für Speis und Trank den gleichen Preis zu entrichten.

Zur zweiten sozialen Schicht, allerdings durchaus selbstbewusst, zählten die wohlhabenden Kaufmannsfamilien, die Universitätsprofessoren und literarische Berühmtheiten, wie Christian Gellert, Johann Christoph Gottsched, Johann Wilhelm Ludwig Gleim und wohl auch Christoph Martin Wieland, Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und Richard Wagner.

Als dritte soziale Schicht stellten sich an den Wochenenden und Feiertagen die mit Sang und Klang zumeist aus Halle anrückenden Studenten ein. Sie waren von den anderen Badegästen, auch von manchen Lauchstädtern, nicht sehr gelitten, weil sie durch ihr wenig konventionelles Verhalten mehr oder weniger angenehm auf sich aufmerksam machten.

II. Geschichte des Theaters

Neben der Heilquelle erwies sich das Bad Lauchstädter Theater als gewissermaßen magischer kultureller Anziehungspunkt. Hier traten die sozialen Gegensätze in den Hintergrund. Theatervorführungen, während der Saison zum Teil täglich, gab es schon seit 1761. Gespielt wurde zunächst in Mietsälen, später wurde durch Simon Friedrich Koberwein (1733-1803), Direktor einer Schauspielergesellschaft, ein allerdings recht primitiver Bau errichtet. Dann gastierte der Schauspieler Joseph Bellomo (1754-1833) aus Weimar mit seiner Truppe. Er bot auch in den umliegenden größeren Städten Theatervorführungen an. Das Theater war ein Volkstheater, sozial bevorzugte Plätze gab es nicht. Die hinteren Reihen waren etwas erhöht angelegt. Jeder Zuschauer hatte das Recht, Stück und Schauspieler zu beurteilen¹¹.

Nachdem in Weimar der Herzog ein eigenes Hoftheater gegründet hatte, dessen „Oberdirektion“ in Goethes Hände lag, wurde Bellomos Truppe auch in Bad Lauchstädt abgelöst. Goethes Schauspieltruppe spielte von 1791 bis 1811 in den Sommermonaten, das heißt drei Monate lang, und Beginn und Ende der Schauspielzeit wurde als nahezu zeitgleich mit der Hauptsaison angesehen. Bad Lauchstädt wurde zu einem Glanzpunkt deutschen Kultur- und Theaterlebens. Die Weimarer Truppe bewies, so berichtet Joseph Freiherr von Eichendorff (1788-1857), eine neue, damals durchaus nicht selbstverständliche Spielform: Die Schauspieler spielten nicht nur, um sich selbst zu profilieren, sondern sie zeichneten sich bewusst durch ein künstlerisches Zusammenspiel aus.

¹¹ Ehrlich, Willi: A.a.O., S. 19ff.

Neun Wagen wurden für den Transport der Kulissen und Gerätschaften von Weimar nach Lauchstädt benötigt. Der Weg war sehr holprig, denn es ging über Feldwege, weil für die Chaussee über Naumburg Wegegeld zu entrichten gewesen wäre. Goethe und Schiller waren nicht ständig in Bad Lauchstädt, ein älterer Schauspieler, der „Wöchner“, übernahm die Aufsicht und berichtete wöchentlich nach Weimar.

Die Stücke zeigten zunächst nicht unbedingt anspruchsvollen Stoff, man spielte bürgerliche Rühr- und Sitten-Stücke von Iffland und Kotzebue, auch Lessings Minna von Barnhelm, Mozarts und Dittersdorfs Opern. Zum einen war Goethe bewusst, dass eine Theatergruppe erst langsam in die Vorführung anspruchsvoller Stücke eingeübt werden musste, zum andern war Goethe der Auffassung, dass das Kur-Publikum nicht gerade Weltprobleme wälzen wollte. Ab 1798 wurden dann Dramen von Goethe und Schiller in den Spielplan gebracht. Goethe hatte als weitblickender Theaterdirektor nicht zuletzt auch die finanzielle Seite im Blick: Die auswärtigen Aufführungen, insbesondere in Bad Lauchstädt, brachten viel mehr Geld in die Theaterkasse ein als die heimischen Vorstellungen.

Das Theater war weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Die Stücke, die gespielt wurden, galten damals als neuestes Theater. Bad Lauchstädt konnte von Leipzig, insbesondere aber von Halle aus gut erreicht werden. In Halle waren von 1771 bis 1806 Schauspiele verboten; die traditionelle religiöse Moral, dann die Religionszensur des Ministers Johann Christoph von Woellner (1732-1800) schätzten das Theaterspiel nicht als Gott wohlgefällig ein. Die Hallenser selbst sahen das anders. Sie bildeten den Hauptanteil des Publikums und sicherten als Stamm-Besucher den Bestand des Theaters. Gewöhnlich wurden in Halle am Morgen die Theater-Zettel verteilt, und wenn ein Stück von Goethe oder Schiller angekündigt war, begann sogleich förmlich eine Völkerwanderung zu Pferd, im Wagen oder zu Fuß – dies bedeutete drei Stunden Wegmarsch je Strecke. Als 1800 erstmalig Schillers Drama Maria Stuart angeboten wurde, waren in Bad Lauchstädt am Nachmittag um ½ 3 Uhr bereits alle Karten verkauft – in der Wohnung des Kassierers. 200 Besucher bekamen keine Karte mehr. Selbst der Hallenser Theologie-Professor August Hermann Niemeyer (1754-1728) und etliche andere Universitätsprofessoren hatten sich aufgemacht, um an der Schauspiel-Sensation teilzuhaben.

Zu den Theaterbesuchern zählten selbstverständlich auch die Hallenser Studenten.¹² Für sie bildete nicht nur das Theater eine Attraktion, sondern gleichermaßen bot ihnen das zum fröhlich-geselligen Sachsen zählende Bad Lauchstädt reichlich Gelegenheit, sich dem Musik- und Tanzvergnügen hinzugeben

12 Vgl. Rhode-Jüchtern, Ursula: A.a.O., S. 5ff.

und die junge sächsische Weiblichkeit zu hofieren. Indessen: zumindest soweit die jungen Töchter von Adel waren, wurde ihnen von ihren Müttern aufgetragen, sich bei den Tanzveranstaltungen im Kursaal sehr zurückzuhalten. Es müsse mindestens ein „Baron“ sein, so schärften ihnen die Mütter ein, von dem sie sich zum Tanz bitten lassen dürften. Dem Geschehen im zeitgenössischen Lustspiel von Christian Friedrich Möller (1744-1838)¹³: „*Der Adelsstolz im Bade zu Lauchstädt*“¹⁴ ist zu entnehmen, dass die jungen Damen, wenn sie erfuhren, dass der sie zum Tanz auffordernde Jüngling nur „Mickwitz“ und ohne „von“ hieß, vom Tanz zurückzutreten pflegten.

Die Studenten benahmen sich nach der Darstellung von Eichendorffs, selbst 1805-06 Student in Halle, allerdings häufig genug auffällig, man bezeichnete sie als „Musenpöbel“. Sie hingen lärmend in den Fenstern ihrer Quartiere, ließen die Beine aus den Fenstern baumeln, brüllten Lieder oder zogen waffenklirrend Arm in Arm über die Allee, rauchten öffentlich Tabakspfeife. 1798 erließ die Merseburger Regierung ein Verbot der häufigen studentischen Trinkgelage mit ihren unsittlichen und gotteslästerlichen Gesängen. Daran war sicherlich das gute Merseburger Bier nicht ganz unschuldig. Indessen wurde das Verbot auf Bitten der Lauchstädter Bürger und insbesondere der Gastwirte bald wieder aufgehoben, nachdem deren Umsatz eine deutliche Einbuße erlitten hatte. Etliche Studenten verspielten auch in Bad Lauchstädt ihr Geld und konnten in Halle ihre Schulden nicht mehr bezahlen. In den Theatervorstellungen taten sie sich durch Trampeln und Schreien hervor, wenn ihnen der Vorstellungs-Anfang zu lange dauerte, und schossen mit Kirschkernen auf die Akteure. – Verständlich, dass ein solches Subjekt als Schwiegersohn für eine Baronin von Itzenpühl eine nicht zumutbare Mesalliance gewesen wäre.

Der Erfolg des Theaters veranlasste Goethe im Jahre 1797, beim Kurfürsten als dem Lauchstädter Landesherrn den Antrag zu stellen, ein neues Schauspielhaus auf Kosten des Herzogtums Sachsen-Weimar zu errichten, dessen Leitender Minister Goethe war.¹⁵ Die Fertigstellung dauerte 5 Jahre; es mussten zahlreiche Bedenken und Intrigen überwunden werden. In Dresden, der Hof war katholisch bestimmt, wurde vorgebracht, in Bad Lauchstädt würden die katholischen Sitten und Gebräuche abfällig behandelt. Konkurrenten um die Konzession traten auf. Auch am Weimarer Hof galt es, Widerstände zu überwinden. Schließlich war ein Gebäude fertig, das man zu den schönsten Leistungen der Baukunst deutscher Klassik zählte.

13 Der Name ist ein Pseudonym, ebenso: Johann Friedrich Kessler; richtiger Name: Johann Ernst Daniel Bornschein, Unterhaltungsschriftsteller, Buchhändler, Zeitungsherausgeber, Napoleon-Biograph, also: Verfasser publikumsgefälliger Literatur.

14 Erschienen anonym, Gera 1791. In dem Stück werden der Adel verspottet, hingegen freier Bürgersinn und allgemeine Menschenliebe hervorgekehrt.

15 Ehrlich, Willi : A.a.O., S.25ff.

Am 26. Juni 1802, dem Eröffnungstage, waren – wie üblich – morgens noch zahlreiche Handwerker bei der Arbeit: Tischler, Sattler, Maler. Der Theatersaal fasste 500 bis 650 Plätze, man saß, sah und hörte von allen Plätzen gut. Die Zuschauer, von weither zur Premiere gekommen, standen bei der Aufführung bis auf die Korridore hinaus, 30 eilig zur Sicherheit herbeigerufene sächsische Dragoner hatten das Theatergebäude umstellt. Auf dem Eröffnungsprogramm stand Goethes Vorspiel „Was wir bringen“, das er in einer Woche verfasst hatte, sowie Mozarts Oper „Titus“. Die Aufführung soll 1500 Reichstaler eingebracht haben.

Aufgrund der Erfolge trieb Goethe Schiller an, seine Produktion von Theaterstücken zu erhöhen. Im Folgejahr 1803 hatte Schiller in Bad Lauchstädt Präsenz zu zeigen. Er fühlte sich aber hierbei nicht ganz „behäglich“¹⁶: Immer muss er im Theater sitzen, er kann sich nicht zurückziehen und stattdessen schreiben. Dennoch beobachtete er während der Aufführungen die Reaktionen des Publikums sehr sorgfältig und berücksichtigte diese bei seiner dramaturgischen Arbeit. Am 3. Juni 1803 wurde bei Schillers Anwesenheit sein Schauspiel „Die Braut von Messina“ uraufgeführt. Beim Fluch der Isabella brach ein schreckliches Unwetter los, ringsum waren totenbleiche Gesichter zu sehen, Schiller soll wie versteinert in seiner Loge gesessen haben. Zu den Zuschauern bei dieser denkwürdigen Vorstellung gehörten auch Richard Wagners Eltern. Richard Wagner (1813-1883) selbst übernahm später in Bad Lauchstädt seine erste Kapellmeisterstelle. Er heiratete die Schauspielerin Minna Planer (1809-1866), die sehr attraktiv gewesen sein soll.

Das Auftreten von Goethe und Schiller in der Theater-Öffentlichkeit war charakteristisch unterschiedlich: Goethe zeigte sich *„stolz wie ein König, mit hocherhobenem Haupt, den Gruß nur gnädig neigend erwidern“*¹⁷. Schiller hingegen ging *„gewöhnlich gebeugten Hauptes durch die Massen, jedem der ihn grüßte, freundlich dankend“*. Christiane Vulpius (1765-1816) weilte häufig in Bad Lauchstädt. Dort wurde sie mehr geachtet als in Weimar. Sie bemühte sich mit Erfolg, die Schauspielergesellschaft zusammenzuhalten und Intrigen zu verhindern, und sie berichtete Goethe ständig nach Weimar.

Das bedeutendste Theaterereignis im Jahre 1805 bot die Gedenkfeier für Friedrich Schiller am 10. August. Gespielt wurden die drei letzten Akte der „Maria Stuart“, dann das als Melodram eingerichtete „Lied von der Glocke“, für das Goethe zu diesem Anlass einen „Epilog“ verfasst hatte, in dem zum ersten Mal der Satz erklang: „Denn er war unser“. Damit begründete Goethe den Ruf Schillers als Nationaldichter.

16 Ehrlich, Willi: A.a.o., S. 36ff.

17 Dieses und das folgende Zitat bei Ehrlich, Willi: A.a.O., S. 37f.

III. Verlobung in Bad Lauchstädt

Vermutlich haben sich auch die Dacheroedens gelegentlich in Bad Lauchstädt aufgehalten. Auf dem Rückweg nach Burgörner bot sich dann ein Zwischenhalt bei der befreundeten Familie von der Schulenburg in Erdeborn an.

Für den Sommer 1789 planen die drei Freundinnen Karoline von Dacheroeden (1766-1829), Karoline von Beulwitz (1763-1847; geb. von Lengefeld, später verh. von Wolzogen)¹⁸ und Charlotte von Lengefeld (1766-1826) – die letzteren beiden bekanntlich Geschwister – einen Kuraufenthalt in Bad Lauchstädt. Der Plan wird im April gefasst.¹⁹ Wilhelm von Humboldt, mit dazu eingeladen, winkt dankend ab: Ein Aufenthalt in Lauchstädt halte ihn zu sehr von seiner Arbeit fern. Vielleicht hat er sich zu diesem Zeitpunkt auch schon die dann im Sommer und Herbst durchgeführte Reise nach Paris und in die Schweiz vorgenommen.

Am 10. Juli verlassen die beiden Schwestern von Lengefeld Rudolstadt, um sich auf die Reise nach Bad Lauchstädt zu begeben. Der Reiseweg führt über Jena. Dort wird übernachtet, aber Schiller kann die Damen nur flüchtig zu Gesicht bekommen. Am 11. Juli wird die Reise nach Burgörner fortgesetzt, um Karoline von Dacheroeden abzuholen, so dass die drei Damen am 14. Juli in Bad Lauchstädt eintreffen. Schillers Denken im fernen Jena kreist um die „zwei Frauen“. Er spekuliert: Man könnte doch zu dritt zusammenleben. Mit Karoline von Beulwitz fühlt er sich denk- und gefühlswand. Aber diese ist verheiratet, will sich zwar von ihrem Mann trennen, doch bis zum Ende des Scheidungsprozesses²⁰ kann man nicht warten. Charlotte, die jüngere Schwester, „die noch zu haben ist“, empfindet er bei durchaus vorhandener Sympathie doch als verschlossen, kühl, distanziert. Die Perturbationen um die beiden Frauen stören ihn bei der Arbeit. Der Verleger Georg Joachim Göschen (1752-1828) in Leipzig drängt ihn zudem, endlich den „*Geisterseher*“ fertig zu stellen²¹, aber Schiller sieht andere Geister als Göschen.

Am 24. Juli kündigt er seinen Besuch für Bad Lauchstädt an. Wahrscheinlich am 31. Juli macht er sich auf den Weg, am 2. August trifft er abends am Zielort ein und eilt am nächsten Morgen sofort zu den beiden Schwestern. Bei ihnen befindet sich Karoline von Dacheroeden. Schiller beschreibt sie als leidend, sie spucke Blut und neige seit Jahren zu Brustkrämpfen.

18 Verh. mit Friedrich Wilhelm Ludwig von Beulwitz (1755-1829), fürstl. Rudolstädter Regierungsbeamter und Staatsmann; die Ehe verlief unglücklich.

19 *Die Brautbriefe Wilhelms und Karolines von Humboldt*, hrsg. v. Albert Leitzmann, Leipzig 1920, S. 42, Brief Karolines an Wilhelm vom 9. 4. 1789.

20 Die Scheidung wurde 1793 ausgesprochen.

21 „*Der Geisterseher*“: Romanfragment, erschien in mehreren Fortsetzungen (1787-1789).

Charlotte weicht Schillers Blicken aus. Da nimmt ihn Karoline von Beulwitz zur Seite und verdeutlicht ihm, Charlotte warte auf seinen Antrag, sie wolle ohne Schiller nicht mehr leben. Das macht Schiller Mut, Charlotte endlich seine Liebe zu gestehen. Zwar reist er noch im Laufe des Tages nach Leipzig weiter – auch der Verlockung durch das „*Geisterseher*“-Honorar kann und darf er sich nicht entziehen. Aber entweder noch vor Beginn oder dann auf der Reise macht Schiller Lotte einen schriftlichen Antrag.²² Abends kommt Schiller bei Christian Gottfried Körner (1756-1831)²³ an, dem Freund, dem er sofort die Situation darstellt. Am 5. August trifft schriftlich Lottes Ja-Wort in Leipzig ein. Am 7. August erscheinen die beiden Schwestern Lengefeld persönlich in Leipzig, ohne Karoline von Dacheroeden, die wegen ihrer Erkrankung in Bad Lauchstädt zurückgeblieben ist.

Schiller stellt seine Braut erfreut Körner vor. Aber zu seiner Enttäuschung missfällt Körner die Verlobte. Ziemlich direkt sagt er zu Schiller, er sei wohl seinen Gefühlen zum Opfer gefallen. Er seinerseits empfinde Charlotte als verschlossen und abweisend. Diese Einschätzung konnte man bei Charlottes Zurückhaltung sehr wohl gewinnen, vielleicht rührte Körners Verdruss aber auch daher, dass er Schiller eine ganze Zeit lang die reiche Arzttochter Karoline Schmidt antragen wollte.²⁴ Schiller hatte diesen Plan jedoch im Frühjahr 1789 endgültig abgelehnt. Am 8. August reisen Karoline von Beulwitz, Charlotte von Lengefeld und Schiller nach Bad Lauchstädt zurück.

Die Verlobung bleibt zunächst geheim. Sie soll erst bekannt gemacht werden, wenn Schiller ein festes Gehalt bekommt. Auch Louise von Lengefeld (1743-1823) weiß zunächst nichts von ihrem Glück als zukünftige Schwiegermutter. Sie hofft noch, dass Charlotte in die Familie Ketelhodt einheiraten wird, die neben den Beulwitz die zweite hohe Regierungsfamilie im Fürstentum abgibt. Die Tochter wäre dann gut versorgt. Aber Charlotte mag den jungen Ketelhodt²⁵ nicht.

22 Es war durchaus üblich, auf einer Reise z.B. beim Pferdewechsel auf einer Poststation, eine Nachricht an die Daheimgebliebenen zu senden, wenn Mitteilungsbedarf bestand. Die entgegenlaufende Post nahm dann den Brief mit. Manchmal, etwa bei weiten Reisen, wollte man auch nur ein Lebenszeichen geben, bis zu welchem Ort man schon – unbeschadet oder wie auch immer – gekommen war.

23 Christian Gottfried Körner war der Vater von Theodor Körner (1791-1813), dem bekannten Dichter der Befreiungskriege.

24 Damit hätte Schiller eine finanziell solide Lebensgrundlage bekommen. Schiller als freischaffender Literaturkünstler bzw. als selbständiger Unternehmer befand sich – im Gegensatz zu Goethe, der als Minister hochbezahlter Staatsdiener war – zumeist in Geldsorgen. Der Lebensunterhalt der Familie musste in wesentlichen Teilen durch Schillers schriftstellerische Tätigkeit bestritten werden.

25 Friedrich Wilhelm von Ketelhodt (1766-1836), später Kanzler und Inhaber anderer höchster Regierungsämter im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt. Vielleicht hatte Charlotte auch Bedenken, weil die Ehe ihrer Schwester Karoline nicht glücklich war.

Lange noch spielt Karoline von Beulwitz in Schillers Denken eine zentrale Rolle. Sie steht ihm in Alter, Gefühl und Gedanken sehr viel näher als die Schwester Charlotte, die die Zurückhaltung Schillers empfindet, fühlt sich verletzt. Schiller entschuldigt – geradezu schein-heilig – sein Verhalten: Er habe geglaubt, Charlotte hätte ihr Herz längst einem anderen Bewerber hingegeben. Nunmehr fühlt sich Karoline von Dacheroeden aufgerufen, Charlottes Zweifel zu zerstreuen. Und schließlich trifft Schiller die endgültige Entscheidung: *„Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du seyn, Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen.“*²⁶

Erst im Dezember 1789 wagt Schiller, bei Louise von Lengefeld um Lottes Hand anzuhalten. Wider Erwarten erlangt Schiller die Zustimmung: *„Ja ich will Ihnen das beste und liebste was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen geben“*. Aber sie setzt die Frage hinzu, ob Schiller der Tochter auch „ein gutes Auskommen verschaffen“ könne: *„Da mein Vermögen aber nicht groß, und unser ietziges Leben diese Frage verlangt, weil ohne hinlänglichen Unterhalt kein Familien Glück bestehen kann, so müssen Sie mir meine Aengstlichkeit vergeben.“*²⁷

Die Ehe ist nicht zuletzt eine Angelegenheit der Versorgung. Schiller, der mittellose Poet, nimmt sich ein Herz und schreibt einen Bittbrief an den Erbprinzen von Sachsen-Coburg. Dieser reagiert umgehend, von Schillers Schaffern beeindruckt. Am 26. Dezember weist er die herzogliche Kasse an, Schiller jährlich insgesamt 200 Taler auszuzahlen, in vierteljährlichen Raten. Auch verleiht ihm der Herzog von Sachsen-Meiningen den Hofrattitel. Damit wird Charlotte, die mit der Verehelichung ihren Adelstitel verliert und fortan schlichtweg Madame Schiller heißen wird, immerhin „Frau Hofrätin“.²⁸ Und dann entschließt sich die Schwiegermutter doch noch, in ihrem Sparstrumpf jährlich 150 Taler Unterstützung zu finden.²⁹

26 Brief vom 15.11.1789, Nr. 228: *Schillers Werke. Nationalausgabe XXV.Bd. Briefwechsel. Schillers Briefe. I.1.1788-28.2.1790*, hrsg. v. Eberhard Haufe, Weimar 1979, S. 329. Ein dergleichen konventionelles Verständnis von der Rolle der Frau, das Schiller offensichtlich benötigt, um in der Ehe mit Charlotte einen Sinn zu sehen, stand Karoline von Beulwitz und erst recht Karoline von Dacheroeden fern. Deshalb entscheidet sich diese gegen den – sonst höchst liebenswürdigen und überaus schätzenswerten – Karl von Laroche (1766-1839), der sie sprichwörtlich „auf Händen durchs Leben tragen“ will, und für Wilhelm von Humboldt (1767-1835), der ihr eine eigene Lebensgestaltung zubilligt, gar von ihr verlangt.

27 Brief Nr. 370 vom 21.12.1789 an Schiller: *Schillers Werke. Nationalausgabe XXXIII.Bd. T.1. Briefwechsel. Briefe an Schiller. 1781-28.2.1790* (Text), hrsg. v. Siegfried Seidel, Weimar 1989, S. 444.

28 Schiller wurde 1802 geadelt (Reichsadel). Damit wurde Charlotte wieder „hoffähig“, Friedrich selbstverständlich auch, aber die Adelsverleihung hat ihn nicht sonderlich berührt.

29 Im Kommentar zu dem Brief Nr. 370 heißt es: Die Lengefelds, d. h. Louise von Lengefeld und ihre Familie, seien wohlhabend gewesen (*Schillers Werke. Nationalausgabe XXXIII.Bd. T.2. Briefwechsel. Briefe an Schiller. 1781-28.2.1790* (Anmerkungen), hrsg. v. Georg Kurscheidt, Weimar 1998, S. 626). Diese Auffassung wird man relativ sehen müssen. Die verwitwete Louise von Lengefeld war offensichtlich durchaus auf ihre Einkünfte aus ihrer Tätigkeit als Prinzessinnen-Erzieherin bzw. Kammerfrau am Rudolstädter Hof angewiesen.

In den letzten Tagen des Jahres trifft Schiller auch länger mit Wilhelm von Humboldt zusammen, der sich am 16. Dezember 1789 mit Karoline von Dacheroeden verlobt hat – ebenfalls noch geheim, denn Humboldt ist gleichermaßen längst noch nicht in Amt und Würden. Überraschend ist Schillers Beschreibung: Humboldt sei „zwar geistvoll und edel“, zugleich jedoch „kühl und ohne Seelentiefe“. Indessen erfährt Schiller von Humboldt einen gescheiterten Rat, denjenigen nämlich, mit der Hochzeit nicht allzu lange zu warten. Und so kommt es am 22. Februar 1790 in der kleinen Dorfkirche zu Wenigenjena³⁰ zur Hochzeit.

³⁰ Klein-Jena, damals Dorf östlich von Jena, seit 1909 nach Jena eingemeindet.

Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle – ein Exkursionsbericht

VON DAGMAR HÜLSENBERG

Der Name macht neugierig: Eine Burg und gleichzeitig eine Hochschule? Wie geht das? Wir werden sehen, dass daraus eine wunderbare Einheit entstehen kann – für kreative junge Leute wie geschaffen, um sich zu verwirklichen.

Am Nachmittag des 10. Mai 2014 anlässlich ihrer 99. Tagung hatten sich etwa 40 Mitglieder der Humboldt-Gesellschaft der Führung von Hubert Kittel, Professor für Produktdesign (ganz speziell auf den Gebieten Keramik und Glas ausgewiesen,) anvertraut. Sie wollten Näheres erfahren. Dass es sowohl eine Geschichte der historischen Burganlage als auch der Kunsthochschule in den Räumen der *Unterbург* und des Neuwerks gibt, wurde beim Anblick der alten Gemäuer sofort klar. Durch ein mit dicken Mauern umschlossenes, schmales Tor betraten wir den Hof der Unterburg. Das Tor sollte wahrscheinlich ehemals eher ungebetene Gäste abwehren als heute Studentenscharen Zutritt gewähren. Wir waren sofort „mittendrin“ und wurden von Professor Kittel herzlich begrüßt. Im Hof befanden sich Holztische und lange Bänke, die wohl mehr für fröhliche Anlässe und Entspannung als für eine Vorlesung gedacht waren. Wir nutzten sie, um dem Überblick über Lehrangebot und -form durch unseren Gastgeber zu lauschen. Dabei schauten wir öfter einmal sorgenvoll in den immer dunkler werdenden Himmel, der dann auch seine Schleusen öffnete. Wir flüchteten in die einzelnen Ateliers, wo ohnehin ein Rundgang vorgesehen war. **Abbildung 1** zeigt, wie Professor Kittel zielgerichtet – gut geführt durch eine Studentin – dem Atelier der Studienrichtung Buchkunst zustrebt.

Die Geschichte der Burg und ihrer Vorläufer kann man – beurkundet – bis ins Jahr 961 zurückverfolgen. Es entstand zunächst die *Oberburg*. Sie gehörte zum Erzbistum Magdeburg.

Ihre historische Bedeutung lässt sich z. B. aus der Anwesenheit von Heinrich IV. im Jahr 1064 und von Friedrich I. Barbarossa im Jahr 1157 herleiten. Ab 1382 war die Oberburg sogar Hauptresidenz der Erzbischöfe von Magdeburg. Die Burganlage war von einer 4 ½ m hohen Mauer umgeben. Hervorzuheben ist der noch heute erhaltene viereckige Turm mit 11 m² Grundfläche, der wahrscheinlich als Kemenate diente. Er begrüßt Studenten, Mitarbeiter und Besucher und ist bis heute Kern des Logos der Kunsthochschule (Entwurf: Gerhard Marcks um 1926).

Vielleicht weil die Oberburg für die umfangreichen Geschäfte nicht mehr ausreichte, errichteten die Erzbischöfe Günther II. und Friedrich III. in der Zeit



**Abbildung 1: Auf dem Weg zu den Ateliers des Studiengangs Buchkunst
(Foto: Manfred Engshuber)**

von 1445 bis 1464 die *Unterburg*. Aber schon 1503 ging deren Funktion als Residenz auf das in Halle errichtete Schloss Moritzburg über. Die umfangreichen Bauten wurden weitergenutzt. Unser Mitglied, PD Dr. Udo von der Burg, informierte uns hierzu während der Exkursion: „*Das Amt Giebichenstein, das von der Unterburg aus verwaltet wurde, war das größte im Herzogtum Magdeburg. Es umfasste Besitzungen in rund 50 größeren oder kleineren Ortschaften sowie eine hohe Zahl von Gerichtsbarkeiten. Von 1770 bis 1803 war Carl Christoph von Hoffmann (1735-1801) Generalpächter des Amtes Giebichenstein. Hoffmann war als persönlicher Freund und über wirtschaftliche Unternehmungen mit der Familie von Humboldt verbunden. Hoffmanns erste Ehefrau Therese Auguste (†1771) hatte 1770 das Pachtverhältnis mit in die Ehe gebracht, das noch von ihrem Vater, dem Oberamtmann Johann Friedrich Alburg (1683-1763) stammte und nach dessen Tod von ihrem ersten Ehemann, dem Oberamtmann Philipp Ernst Lüder (1730-1769; auch: Lüders) übernommen worden war.*“ (Weitere Ausführungen zu Carl Christoph Hoffmann siehe in

diesen Abhandlungen auf S. 30-34.) So findet man die Spuren der Familie Humboldt immer wieder.

Im Jahr 1921 gingen sowohl die Ober- als auch die Unterburg in das Eigentum der Stadt Halle über. Genauer kann man sich über die Geschichte der Burg Giebichenstein in einer an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar im Jahr 1970 von Hans-Joachim Mrusek verteidigten Promotionsschrift informieren. Das Thema lautet: Die Funktion und baugeschichtliche Entwicklung der Burg Giebichenstein in Halle (Saale) und ihre Stellung im früh- und hochfeudalen Burgenbau.

Mit dem Amtsantritt von Paul Thiersch im Juli 1915 und seiner Neuorganisation der staatlich-städtischen Handwerkerschule in Halle begann der Weg hin zu einer modernen Kunstgewerbeschule. 2015 feiert die Kunsthochschule dieses 100jährige Jubiläum. Die mittlerweile in „Handwerker- und Kunstgewerbeschule Halle“ umbenannte Einrichtung zog im Jahr 1922 in der Unterburg ein. Sie ist also seit nunmehr 92 Jahren die Heimstatt für Kunststudenten.

Die Bedeutung der Einrichtung entwickelte sich mit den Lehrenden bzw. dort wirksamen Künstlern. Sie profitierte von der Auflösung des Bauhauses in Weimar im Jahr 1925. Es kamen Künstler, wie der Bildhauer Gerhard Marcks. Einen Einbruch brachte die Zeit des Nationalsozialismus mit sich. Aus der angesehenen Institution wurde eine Handwerkerschule.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte dann der Wiederaufbau als Kunsthochschule, die sich seit 1958 als „Hochschule für industrielle Formgestaltung“ einen hervorragenden Stand erarbeitete. Aus dem Namen folgt die starke Ausrichtung der Arbeiten an den Bedürfnissen der Industrie. Das Ziel bestand (hauptsächlich als Diplomarbeiten) in künstlerisch anspruchsvollen Erzeugnissen, die sich später unter industriellen Bedingungen fertigen ließen. Daraus erklärt sich z. B. der hohe künstlerische Wert vieler in der DDR gefertigter Porzellanerzeugnisse. Porzellandesigner, wie Professor Ilse Decho (1919-1978) und Professor Brigitte Mahn-Diederich (1933-1993), wurden auch im Ausland bekannt; ebenso die Dozenten Hans Merz und Hubert Petras. Studienplätze „auf der Burg“ waren begehrte.

Aus der zunächst fixierten Orientierung folgte, dass vor allem zwischen 1965 bis 1975 die Bildende Kunst von der Formgestaltung in den Hintergrund gedrängt wurde. Danach konzentrierten sich die Ausbildungsinhalte wieder auf die Zielstellung im Jahr 1922. Auch ganz neue Fächer kamen neben Keramik, Textilgestaltung, Spielzeuggestaltung und Buchkunst hinzu, wie Medienkunst, Kommunikationsdesign und Glas. Der theoretischen Ausbildung, der Methodik (Designmethodik, Designtheorie, Anwendung der Computertechnik beim Entwerfen), aber auch den Grundlagen technischer Prozesse wurde neuer Raum geschaffen.

Nach der Wende öffnete sich die Hochschule Studenten aus der ganzen Welt. Die Anzahl der ausländischen Studenten liegt in der gleichen Größenordnung wie die der deutschen. Nach wie vor stellt die künstlerisch-wissenschaftliche Grundlehre ein Alleinstellungsmerkmal der „Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle“ dar. Wie ganz ursprünglich existiert eine Zweiteilung; ein Fachbereich Kunst und ein Fachbereich Design. Im Fachbereich Kunst kann man nach wie vor das Diplom erwerben, im Fachbereich Design geht es seit 2008 um Bachelor- und Masterabschlüsse.

Um die Ausbildungsbreite zu unterstreichen, seien hier die Studienfächer genannt:

- Im Fachbereich Kunst – die Bildhauerei mit den Schwerpunkten Figur und Metall, die Buchkunst, Grafik, Keramik, Kunsterziehung (Lehramt), Kunstvermittlung (Diplom), Malerei mit den Schwerpunkten Textile Künste und Bild-Raum-Objekt-Glas, Schmuck sowie die Medienkunst
- Im Fachbereich Design mit dem Bachelorabschluss – Industriedesign, Innenarchitektur, Keramik-/Glasdesign, Kommunikationsdesign, Modedesign, Multimedia/Virtual Reality-Design, Spiel- und Lernmitteldesign sowie Textildesign
- Im Fachbereich Design mit dem Masterabschluss – Multimedia/Virtual Reality-Conception, Conceptual Fashion Design, Conceptual Textile Design, Design Studies, Design of Playing and Learning, Editorial Design, Furniture and Interior Design, Industrial Design, Interior Architecture, Multimedia Design, Photography, Product Design and Applied Art (Porcelain, Ceramics and Glass)

Dass alle nur über wenige Semester verlaufenden und auf dem Bachelor aufbauenden Masterstudiengänge auch in Englisch angeboten werden, ist der hohen Anzahl an ausländischen Studenten und Gastkünstlern geschuldet. Wir konnten uns von der babylonischen Sprachvielfalt als Beweis der Internationalisierung während unseres Rundganges überzeugen.

Um zum größten Atelier, dem für Bildhauerei, zu gelangen, querten wir in dem geräumigen, abgewinkelten Innenhof einen wunderschönen Rosengarten. Wahrscheinlich auch im Ergebnis des Regens entfaltete er einen nahezu betörenden Duft.

Im Atelier bot sich uns ein unerwarteter, für eine klassische Universität nicht üblicher, Anblick. Wir waren direkt in die Künstlerwerkstatt geraten. Sie war sowohl Arbeitsplatz als auch Mensa, Garderobe und vielleicht auch Stätte für einen kurzen Schlaf, wenn der eine oder andere Student für sich die Nacht als kreative Schaffenszeit erkannt hatte. Es herrschte ein faszinierendes Durcheinander, das erst bei näherem Beobachten der jungen Künstler eine für ihr Schaffen sinnvolle Ordnung erhielt. Auf **Abbildung 2** beobachten zwei Mitglieder der Humboldt-Gesellschaft das Entstehen einer Skulptur. Wir lernten verschie-



*Abbildung 2: Einer jungen Künstlerin über die Schulter geschaut
(Foto: Manfred Engshuber)*

denste Materialien und Gestaltungsformen kennen. Es wurde nicht nur geformt, sondern beispielsweise auch fotografiert, gemalt, gesägt und geleimt.

Da es nicht möglich war, 40 Personen gleichzeitig in den relativ kleinen Ateliers einen Einblick in die Ausbildung und das künstlerische Schaffen zu geben, verteilten wir uns auf die verschiedenen Räumlichkeiten, wobei es die Zeit nicht gestattete, dass jeder Besucher alles besichtigte. Über eine stiegeähnliche Treppe, die unter das Dach eines Burggebäudes führte, erreichten wir beispielsweise das Atelier für Buchkunst. Eine sachkundige, hoch engagierte Studentin, die die Begeisterung für ihren Beruf vermittelte, führte uns in die Geheimnisse der klassischen Buchbindekunst und die Gestaltung spezieller Behälter für das Aufbewahren feinsten Papiere ein. Sie beantwortete geduldig die Fragen der ahnungslosen Zuhörer.

Im ebenfalls auf dem Gelände der Unterburg (Campus Kunst) befindlichen Atelier der Fachrichtung Keramik (Studiengang Plastik) von Professor Martin Neubert konnten wir große Schalen aus noch ungebranntem Porzellan bewundern (**Abbildung 3**). Gastdozent Brad Schwieger (USA) stellte uns seine Gefäßkreationen vor (**Abbildung 4**).



Abbildung 3: Studiengang Plastik, Fachrichtung Keramik, gerade geformte Porzellanrohlinge (Foto: Manfred Engshuber)



Abbildung 4: Durch Gastdozent Brad Schwieger (USA) geformte Porzellangefäße im ungebrannten Zustand (Foto: Manfred Engshuber)

Wie eingangs gesagt, gehört aber auch das „Neuwerk“, der sogenannte „Campus Design“, zur „Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle“. Ein Autobus brachte uns dorthin – und wir fanden uns auf einer großen Baustelle wieder. Uns empfing eine gänzlich andere Atmosphäre. Wir betraten den unmittelbaren Wirkungsbereich von Professor Kittel. Er übernahm im Jahre 1993 die Leitung der Fachrichtung Keramik-/Glasdesign innerhalb des Studiengangs Industriedesign. In diesen Räumlichkeiten wurde exakt zwischen Vorlesungs- und Seminarräumen, Ateliers sowie Ausstellungsräumen (auch auf Gängen) unterschieden. 1997 wurde das Feinkeramische Werkzentrum eingeweiht, das den Studenten die Herstellung von Prototypen ihrer Entwürfe gestattet.

Anhand einer kleinen Präsentation solcher Prototypen, die im Ergebnis der Bachelor- und Masterausbildung entstanden, erhielten wir einen Einblick speziell in die Fachrichtung Keramik-/Glasdesign. Die Gestaltung der Erzeugnisse steht im Mittelpunkt. Gleichzeitig muss der Entwurf so ausgeführt werden, dass auch eine Fertigung der Kunstwerke im Atelier oder sogar in einem Industriebetrieb möglich ist. In einem Faltpapier wirbt die Fachrichtung Keramik-/Glasde-

sign mit folgender Aussage: „*Wir bieten ein interessantes Lehrprofil im Bereich klassisches Produktdesign und angewandte Kunst mit der besonderen Vertiefung der werkstoffgebunden Entwurfskompetenz.*“

Der Werkstoff Porzellan steht im Mittelpunkt der Ausbildung. Es wird ausgelotet, welche Gestaltungsmöglichkeiten der Werkstoff erlaubt. Beispielsweise erhält unglasiertes, speziell oberflächenbearbeitetes Porzellan eine samtene Oberfläche. Oder es werden – ähnlich den Porzellanröckchen von Nippes – grob gehäkelte Vorformen in Porzellanreicher getränkt und gebrannt. Es entsteht ein duftiges Porzellanerzeugnis, dessen Anblick verblüfft.

Aber auch mit anderen Keramikwerkstoffen, z. B. mit Korund-Keramik und Siliciumcarbid-Keramik, wird experimentiert. Dabei ist, um nur ein Beispiel zu nennen, das wir auch in der kleinen Ausstellung sehen konnten, das Konzept für „*Firo*“ *Feuerfest – Kochen am Lagerfeuer* entstanden und als Prototyp gefertigt worden (**Abbildung 5**). Der in das Feuer eintauchende schwarze, rohrförmige Behälter besteht aus Siliciumcarbid-Keramik, die kleinen, weißen Koch-Töpfchen aus – ebenfalls feuerfester – Korund-Keramik. Dabei handelt es sich um das Ergebnis der Diplomarbeit von Andrea Sosinski aus dem Jahr 2006 unter Betreuung von Frau Dozentin Heike Philipp.

Natürlich wurde Professor Kittel gefragt, welche Perspektiven er für den Einsatz der Absolventen sieht. Seine Antwort kann man etwa so zusammenfassen,

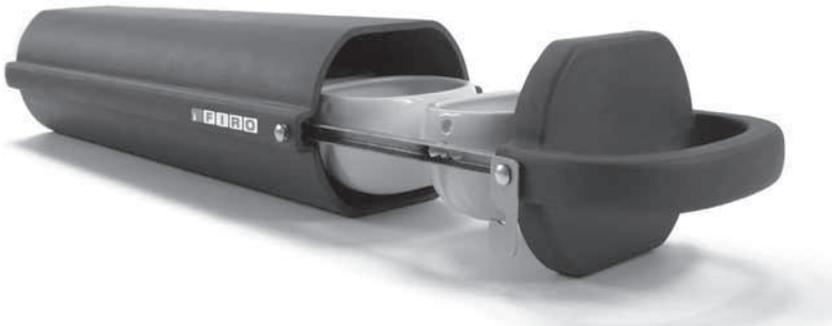


Abbildung 5: Diplomarbeit von Andrea Sosinski (2006) „Firo“ Feuerfest – Kochen am Lagerfeuer (Foto: Friedmar Kerbe)

wie er es in Zeiten der vergangenen Krise für die *Neue Thüringer Illustrierte*, 11/2009, S. 31 formulierte: „*Gutes Design ist im Idealfall natürlich auch erfolgreiches Design im kommerziellen Sinne, man muß es aber auch wollen – im Team – und Risiken bewußt in Kauf nehmen, gerade in Krisenzeiten.*“

In einem gesonderten Raum, dem einzigartigen Lehr- und Produktarchiv, konnten wir die Ergebnisse der Abschlussarbeiten der jungen Künstler seit etwa 30 Jahren bewundern. Wir hatten aber auch Gelegenheit, den Studenten beim Formen von Porzellan zuzusehen. Professor Kittel erklärte den interessierten Zuhörern die grundsätzlichen Vorgänge der Porzellanherstellung. Die Leiterin des Feinkeramik-Werkzentrums, Frau Katja Uhlmann, führte uns vor, wie durch Gießen Porzellanrohlinge geformt werden.

Im Bewusstsein, einen Nachmittag der besonderen Art erlebt zu haben, und mit vielen neuen Eindrücken verließen wir die „Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle“. Herrn Professor Kittel gebührt der Dank der Teilnehmer an der Besichtigung.

